

Postverlagsort München Ausgabe D

# ZB

## ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter

Nr. 15/58 • Dritter Jahrgang • 2. Juliheft 50 Pfg.



# Die Gefahr der Meere

U-Boote sind Abschußbasen russischer Lenkwaffen

*Handwritten signature*

# ROUTINEFLUG mit 6000 km/h

Haben die Sowjets die Probleme der Hitzemauer gelöst?  
Der Vorsprung der Russen in der Raketentechnik — Be-  
mannete Raketen operieren in der Semi-Atmosphäre —  
Eine denkbare Erklärung der geheimnisvollen Flugobjekte

Der Start war für 7 Uhr morgens ostasiatischer Zeit angesetzt. Oberst Fedja Olgonski trat aus dem Befehlsbunker und schaute kritisch nach NW, auf den wolkenverhangenen Gipfel des Kljutschewskas Sopka, der sich in der Ferne aus der Gletscherkette heraushob.

Die Meteorologen hatten zwar gutes Wetter vorausgesagt — nur über dem Korjaken-Gebirge sei in 2000—4000 m Höhe mit einer Randstörung zu rechnen — doch wußte der Oberst aus Erfahrung, daß er auf seinem Flug mit allerlei unangenehmen Zwischenfällen rechnen mußte. Die Zeiten des Großen Vaterländischen Krieges waren vorbei, wo sich der ehemalige Major der Roten Falken und zweifache Held der Sowjetunion einen Deubel um die Wetterlage kümmern konnte. Einen Fehler zu machen bedeutet in der Fliegerei fast immer sicheren Tod. Doch war die Jak-9, die er damals flog, keineswegs mit der völlig neuartigen Maschine zu vergleichen, die er gleich fliegen würde. Damals galt sein Hauptaugenmerk den deutschen Me-109 und den Focke-Wulf Fw-190. Heute hing sein Leben zwar auch in der Hauptsache von seinem Reaktionsvermögen ab, doch sind die Anforderungen ungleich höher als damals.

Nachdem die Prüfung der Wetterlage zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, stapfte er schwerfällig auf die Startrampe zu, auf der ein Raketenflugzeug für den Katapultstart klar gemacht wurde. Unter dem langgezogenen Körper der Rakete hing eine stromlinienförmige Bombe aus Zement, die beim heutigen Versuch in ein bestimmtes Ziel zu werfen war. Der diensthabende Sergeant, als er den Oberst erkannte, salutierte und machte seine Meldung. „Spasibo“, sagte der

Oberst und befahl weiterzumachen. Wie immer verursachte ihm die schwere Kombination Schweißausbrüche, gegen die er völlig hilflos war. Bauchhöhle, Arme und Beine waren durch ein Nylonnetz eng zusammengeschnürt. Darüber trug er einen starren Druck- und Temperatur-Anzug, der nur an den Gelenken mit Wülsten ausgestattet war. Den Helm hatte er geöffnet und die Plexiglashaube nach hinten geschlagen.

Nachdem er sich vom ordnungsmäßigen Zustand der Maschine überzeugt hatte, ging er zur heruntergefahrenen Plattform. Ein Druck auf den Knopf brachte ihn bis zur Höhe der Kanzel, die sich weit vorne in der Rumpfspitze befand. Ein Mechaniker half ihm in die Kabine und schnallte ihn fest. Der Oberst verband die Stöpsel des Sprechfunkgerätes im Helm mit dem Bordnetz und rief die Bodenleitstelle im Befehlsbunker. Nochmals wiederholte er seinen Auftrag Satz für Satz und bat um Starterlaubnis.

Der Mechaniker schloß die Kabinenhaube und verschwand mit der schwenkbaren Plattform nach unten. Es war jetzt X minus 3 Minuten, Olgonski zog die Plexiglashaube nach vorn und schloß die luftdichte Verriegelung. Nach einem Hebeldruck begann sich die Kabine mit Überdruckluft zu füllen. Die Mechaniker standen längst in respektabler Entfernung von der Startrampe hinter eigens dazu errichteten Betonmauern. Oberst Olgonski war mit sich und seiner Maschine allein. Das winzige Fenster seiner Kabine gab den Blick nach oben und auf die 80 m lange Startschiene frei, über die er innerhalb 8 Sekunden bis auf 400 km/h beschleunigt werden würde. X minus 30 Sekunden!

Ruhig legte Olgonski die Hebel für das Kraftstoffpumpensystem nach vorne und prüfte die Druckanzeiger. Im Innern des langgestreckten Rumpfes liefen jetzt, unhörbar in der Kabine, die Treibstoffpumpen, die das Gemisch aus Sauerstoffträger und Kraftstoff in den Brennofen drückten. Automatisch setzte die Zündung ein. Heulendes Pfeifen drang selbst durch die dicken Ohrenschutzmasken der Mechaniker. Selbst die Geräuschmasken konnten den Überschallwellen der Abgase nicht standhalten. Alle drei Öfen funktionierten einwandfrei. Im Innern der Kabine war alles ruhig. Nur ein leichtes Vibrieren des Rumpfes zeugte von den noch gefesselten Kräften der Rakete. Die Stimme des Startautomaten zählte 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 — Start! Der furchtbare Andruck des Dampfkatapultes preßte Olgonski in seinen Sitz.

8 Sekunden lang blieb er diesem Druck ausgesetzt, dann war das Raketenflugzeug von der Schiene frei und jagte in einem Winkel von mehr als 60° seiner Gipfelhöhe zu. Olgonski drosselte die Aggregate auf Reischub, trotzdem wuchs die Geschwindigkeit noch immer, dank dem riesigen Startimpuls. Die Nadel des Machmeters spielte um die phantastische Zahl 3,5, was einer tatsächlichen Geschwindigkeit über Grund von rund 4200 km/h entspricht. Über Olgonski spannte sich der fast violette Himmel der Stratosphäre, die in einer durchschnittlichen Höhe von rund 16 km beginnt. Mit Nordostkurs raste die Rakete ihrem Ziele, einer versteckten Bucht auf der Tschuktschen-Halbinsel in der Nähe von Anadyr zu. Laut Programm sollte Olgonski die Übungsbombe aus Ze-

ment in ein auf dem Wasser markiertes Ziel bringen.

Nach rund 20 Min. Flugzeit übertrug Olgonski die Ergebnisse der von der Bodenleitstelle an ihn übermittelten Werte auf das Radar-Zielgerät. Die Rakete hatte jetzt den Zenit ihrer Bahn in rund 18 km Höhe erreicht und stürzte auf das auf dem Radarschirm sichtbare Ziel zu.

\*

„UFO in elf Uhr!“ erscholl die Stimme des Radar-Operateurs in der FT-Anlage des amerikanischen WV 2 Radarflugzeuges. „Geschwindigkeit, Kurs und Höhe feststellen“, kam der Befehl des Flugzeugkommandanten, Major Ernest T. Haynes. Augenblicke später zwängte sich der Major selbst hinter den Schirm des Radargerätes, um das unbekannte Flugobjekt selbst auf seinem Kurs zu verfolgen. „Kurs 45° NNO, Sir“, meldete der 1. Radaroperateur, Master Sergeant Louis Teller, „Höhe 18 000 m; Geschwindigkeit etwa 4200 km/h.“ Beide starrten gespannt auf den Bildschirm, um die Lage des nächsten Bildbläschens festzulegen. Doch beim nächsten Umlauf der Antenne hatte das Bläschen einen jähen Sprung gemacht. Auch das Horizontalgerät, das mit dem Panoramergerät gekuppelt war, zeigte einen spontanen Sprung. Nach wenigen Sekunden hatte der Analogrechner das Ergebnis parat: Höhe 6000 m; Geschwindigkeit 6000 km/h!

„ATIC-Meldung (ATIC ist der technische Geheimdienst der amerikanischen Luftwaffe) vorbereiten“, ordnete Haynes an, „und dann an mich zur Unterschrift.“

Als dem Major die Meldung im Klartext vorlag, setzte er verschlüsselt hinzu: Zur endgültigen Feststellung der tatsächlichen Natur des oben beschriebenen Phänomens schlage ich vor, eine Staffel unserer F-102 Delta Dart des NORAD (Nordatlantisches Luftverteidigungskommando) einzusetzen. Die Regelmäßigkeit, mit der ich die UFO beobachten konnte, sowie die auffallende Übereinstimmung von Kurs und Geschwindigkeit lassen nur eine Schlußfolgerung zu: nämlich die Existenz von unseren Jagdflugzeugen weit überlegenen sowjetischen Flugzeugen, die mit der für uns noch unerreichten Geschwindigkeit von 6000 km/h ein-satzmäßige Routineflüge durchführen!

\*

Olgonski wartete, bis daß der Höhenmesser auf 5000 m stand. Alle Korrekturen der Meßgeräte waren dem Radarzielgerät übermittelt worden, das automatisch die Einsteuerung auf das Ziel übernommen hatte. Dies wurde ermöglicht durch die Programmsteuerung von der Bodenleitstelle des Stützpunktes, die in jahrelanger Arbeit unter hoher Dringlichkeitsstufe von sowjetischen Technikern entwickelt worden war. Ein leichter Ruck in der Maschine überzeugte Olgonski davon, daß die Elektronik richtig gearbeitet hatte, denn in dieser Höhe mußte die Bombe ausgeklinkt werden. Langsam zog er die Steuersäule auf sich zu. Gutwillig folgte die Maschine ihren Steuern. Stechender Schmerz verzerrte die Gesichtszüge des Oberst. Die durch das Abfangmanöver verursachten Beschleunigungen preßten ihn mit dem Neunfachen seines Gewichtes in den Kunststoffsitz.

Trotzdem führten die kraftverstärkten Ruder das Raketenflugzeug sicher auf Kurs, zurück zum Einsatzhafen. Olgonski schaltete alle drei Triebwerke auf Volleistung, um für die Landung leichter zu sein. Auch in der Sowjetunion war das Problem der Landung eines Raketenflugzeuges immer noch nur unbefriedigend gelöst. Über der Einsatzbasis angekommen, flog er eine weite Kurve und leitete die Landemanöver ein. Sicherheitshalber betätigte er noch den Schnellablaß, der auch den letzten Rest von Kraftstoff aus den Tanks blies, und schwebte zur Landung an. Noch ehe die Meldung von Major Ernest T. Haynes den Nachrichtendienst des Oberkommandos NORAD erreicht hatte, war Oberst Olgonski auf den einziehbaren Kufen sicher gelandet.

# Die Ge- Raketenbasen

Nur ein weißer Gichtkranz kennzeichnete die Stelle, an der das Geschöß aus der Tiefe des Meeres in die hitzeflimmernde Luft aufgestiegen war. Die Bewohner der nur einige Kilometer landeinwärts liegenden Stadt ahnten in diesem Augenblick noch nichts von dem Unheil, das in der Gestalt eines stromlinienförmigen Körpers mit Überschallgeschwindigkeit heranraste.

Minuten später verdunkelte ein greller Schein selbst das Licht der Sonne und zuckte auf die ahnungslose Stadt herab. Selbst weit entfernte Beobachter wurden durch die gewaltige Lichtflut geblendet, so daß sie nur noch den heißen Atem und das donnernde Grollen der teilweise als Strahlen verpuffenden Energie der Wasserstoffbombe über sich hinwegfegen spürten. Später, als sie ihre Augen wieder normal gebrauchen konnten, sahen sie nur noch eine riesige Wolke, welche die Stelle anzeigte, wo Minuten vorher noch eine blühende Stadt ihren Geschäften nachgegangen war...

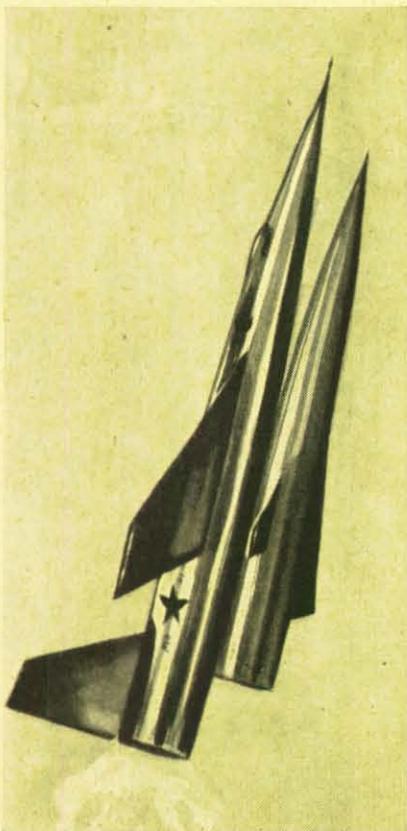
## Erweiterte Möglichkeiten der Strategie ...

So könnte — vorläufig noch — ein Zukunftsroman beginnen, der uns die Schrecken eines perfektionierten Krieges vor Augen führen möchte. Aber diese Zukunft hat schon begonnen! In der Sowjetunion werden augenblicklich monatlich 22 einsatzreife Unterseeboote fertig, die sich, mit Lenk Waffen ausgerüstet, mehr als 1000 km unter der Oberfläche des Meeres bis dicht unter die Küsten Europas und der übrigen Welt heranpirschen können, um aus dieser relativ kurzen Entfernung vor wichtigen Zielen ein Mittelstreckengeschoß mit einem Wasserstoffbomben-Gefechtskopf zu starten — alles unter der verbergenden Oberfläche des Meeres.

Ein solches Geschöß läßt die Entwicklung und den Einsatz der riesigen Interkontinental-Lenk Waffen, die ungeheure Kosten verschlingen, frag- und entbehrlich erscheinen. Einzeln operierende U-Boote, die während ihrer ganzen Fahrt getaucht bleiben, zu entdecken, scheint ein Ding der Unmöglichkeit. Dagegen werden auch in der Unendlichkeit des russischen Raumes Abschlußrampen von Interkontinental-Raketen immer durch Luftbildaufklärung ausgemacht und vernichtet werden können. Bis zur völligen Einsatzreife der großen ballistischen Geschosse (ballistische Geschosse werden meist durch Trägheitsnavigation gesteuert und können nach dem Start in ihrer Flugbahn von der Bodenleitstelle nicht mehr beeinflusst werden; ähnlich wie bei von Kanonen abgeschossenen Granaten) wird noch einige Zeit vergehen. Noch mehr Zeit wird darüber hingehen, Interkontinental-Geschosse in Serie herzustellen und die Truppe damit auszurüsten. Bis dahin sind auch die Sowjets auf ihre Mittelstreckenraketen angewiesen, die allerdings einen hohen Entwicklungsstand haben. So haben die Russen die Vorarbeiten, welche deutsche Ingenieure in Peenemünde schon geleistet hatten, konsequent weitergeführt.

## ... durch neue Waffenkombinationen

Aus den kleinen deutschen Raketen, die aus auf dem U-Boots-Körper aufmontierten Gestellen abgeschossen wurden, ist jetzt die 17,30 m lange Golem 2 geworden. Dieses Unterwasser-Boden-Geschöß hat ein Gewicht von 34 Tonnen und kann über eine Entfer-



Bemannete Hyperschallraketen fliegen heute schon am Himmel der Sowjetunion mit Geschwindigkeiten und Bombenlasten, die in der freien Welt augenblicklich noch völlig unerreichbar sein dürften.

# Die Gefahr kommt aus dem Wasser

## in allen Meeren – Sowjetische Unterseeboote als Abschlußbrampen

nung von 2000 km eine Atom- oder Wasserstoffbombe mit sich führen. Die Geschwindigkeit, mit der die Golem 2 auf ihr Ziel zurast, beträgt 15 000 Kilometer/Stunden. Zweifellos sind die sowjetischen Ingenieure dabei, die Leistung dieses Geschosses noch mehr zu steigern! Als Trägerboote dienen Unterseeboote des Typs Z, die aus den früheren deutschen Bauten des Typs XXI entstanden sind.

Diesen sowjetischen Booten stehen auf amerikanischer Seite Entwicklungen gegenüber, die mindestens gleichwertig sind. Bei Indienststellung der übrigen Atomboote wird die USA sogar das Heft wieder in die Hand bekommen und damit allen U-Boot-Mächten eindeutig überlegen werden. Damit hat Amerika einen Rückstand wettgemacht, der durch die einseitige sowjetische Überlegenheit in der Raketentechnik entstanden war und sich zu einer ernststen Bedrohung auswachsen konnte.

### Das russische Raketenarsenal ...

Neben diesen — allerdings äußerst gefährlichen — Raketen, die von verhältnismäßig kleinen beweglichen Basen, denen als Abschlußplattform der ganze Ozean zur Verfügung steht, sind die ganze Sowjetunion sowie die Satellitenstaaten mit einem dichten Netz ortsfester Abschlußbasen überzogen.

Als Objektschutzraketen, die zur Luftabwehr kreisförmig um die großen Städte gelagert sind, dienen die T-4; T-6 und die M-2. Diese ein- und zweistufigen Geschosse erreichen eine Gipfelhöhe von rund 22 km und sind damit der amerikanischen Nike vergleichbar. Ob die sowjetischen Radar-Feuerleitgeräte dabei ebenso leistungsfähig sind, erscheint doch recht fraglich.

Mittelstreckenraketen sind in ortsfesten Abschlußbasen über die ganze Sowjetunion mit Schwerpunkten im Kaukasus, der Ukraine, im westlichen Mittelrußland, in der Nordslowakei und im böhmisch-mährischen Raum verteilt. Ausgerüstet sind diese Einheiten unter anderem mit dem Typ M-108, die aus der zweistufigen deutschen A 9 des zweiten Weltkrieges entwickelt wurde. Das Geschöß ist 20 m lang und hat eine Reichweite von rund 3500 km.

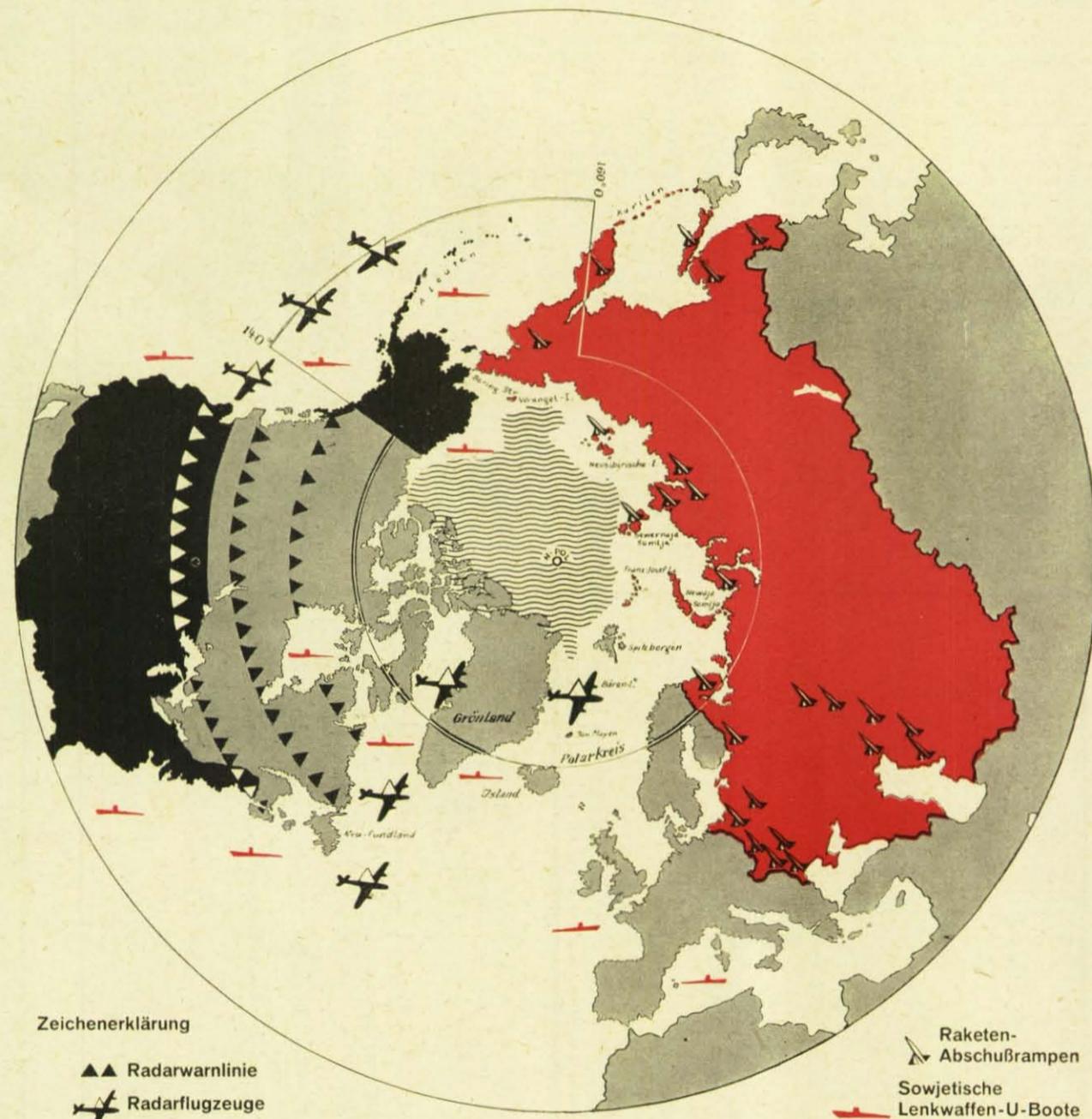
### ... innerhalb des roten Machtblocks

Ebenfalls über die ganze Sowjetunion sowie den Satellitenbereich sind die Kurzstreckenraketen verteilt. Hauptsächlich ist die T-5, die vierstufig konstruiert ist, bei der Truppe eingeführt. Das Geschöß wiegt etwa 2,2 Tonnen und erreicht bei einer Reichweite von rund 160 eine Höchstgeschwindigkeit von 4700 km/h. Ungefähr  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{3}{4}$  des sowjetischen Lenkwaffenpotentials ist im europäischen Rußland bzw. in den Satellitenstaaten stationiert. Der Rest befindet sich im südlichen Mittelrußland, etwa im Gebiet des Kaspischen Meeres, an der Nordküste und in Ostsibirien.

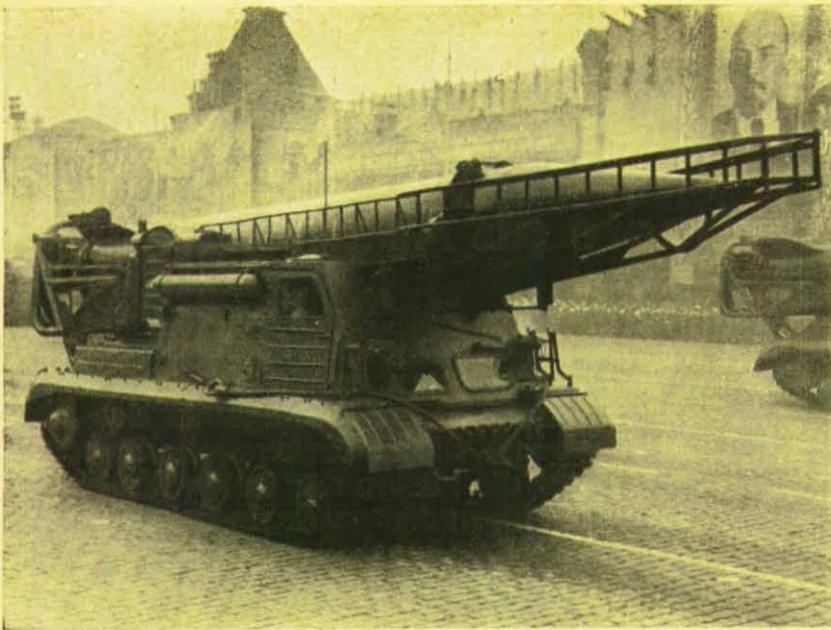
Die Lager für die konventionellen und Atom-Sprengköpfe befinden sich in unmittelbarer Nähe jeder Abschlußbasis.

Nach der Aufstellung von Lenkwaffen-Einheiten im Jahre 1956, die jetzt als vierte russische Waffengattung neben Heer, Marine und Luftwaffe stehen, wurden alle Fernwaffen-Einheiten einer zentralen Befehlsstelle unterstellt. Dadurch wurde diese Waffe zu einer der schlagkräftigsten, über die der Kreml bis jetzt verfügt. Diese Waffe ständig weiterzuentwickeln und — auszubauen ist das erklärte Ziel der obersten

Die Drohung Chruschtschows, während der Suezkrise gegen England und Frankreich, im Falle der Weiterführung von Kampfhandlungen gegen Ägypten, Mittelstreckenraketen einzusetzen, war sicherlich mehr als nur Propaganda des „Großen Bruders“. Die Sowjets besitzen Unterseeboote, die mit Lenkwaffen ausgerüstet sind. Sie könnten sich getaucht bis dicht unter die Küsten der freien Welt heranschieben und von dort aus Lenkgeschosse mit Überschallgeschwindigkeit ins Ziel jagen. In dieser Situation erscheint es sinnvoll, einmal bemerkenswerte Tatsachen zusammenzustellen, denn: eine erkannte Gefahr ist nur noch halb so groß.



Den Aufmarsch der Roten Raketen veranschaulicht diese Karte. Alle Satellitenstaaten einschließlich der sowjetisch besetzten Zone sind mit einem Netz ortsfester Abschlußbrampen überzogen.  $\frac{2}{3}$  des russischen Raketenarsenals sind im europäischen Raum stationiert, die übrigen verteilen sich auf die östliche Nordküste und Ostsibirien. Um den Einflug sowjetischer Raketen rechtzeitig zu erkennen und Gegenmaßnahmen zu treffen, haben die USA und Kanada zusammen einen Beobachtungsgürtel um den Polarkreis gezogen. Radarflugzeuge mit weitreichenden Geräten melden jeden in die Sperrzone einfliegenden Flugkörper den Bodenleitstellen. Weitgehend unerkannt werden jedoch die sowjetischen Untersee-Boote bleiben, die sich über Anmarschstrecken von mehr als 1000 km getaucht bis dicht unter die Küsten der USA, Kanadas und Europas heranschieben können, um aus dieser relativ kurzen Entfernung zur Gefahr für Industriezentren, Nachschubbasen und Städte zu werden. Die Sowjets haben das in Peenemünde angetretene Erbe konsequent weiterentwickelt und besitzen damit eine Waffe, gegen die es augenblicklich noch keine Abwehr gibt. Russische Lenkwaffen-Unterseeboote können bis zu 20 Geschosse mit sich führen und von ihren Einsatzhäfen nördlich des Polarkreises unbemerkt in die Weltmeere gelangen. Amerikanische Bestrebungen gehen dahin, ihre mit Raketen ausgerüsteten U-Kreuzer unter der Eiskappe des Nordpols zu stationieren — ein Plan, dem in Rußland allergrößtes Interesse entgegengebracht wird.



Parteführung und der militärischen Spitzen.

So wird beispielsweise Albanien als südlicher Eckpfeiler des sowjetischen Aufmarschplanes in Europa mit hoher Dringlichkeitsstufe zum Lenkwaffen-Unterseeboots-Stützpunkt ausgebaut. Zu diesem Zweck wurden riesige Unterwasserbunker errichtet, die wiederum durch Luftabwehr-Raketen gesichert werden.

Auch aus unserer unmittelbaren Nachbarschaft, nahe der östlichen Grenze der Atlantikpaktstaaten, in der sowjetisch besetzten Zone werden jetzt Aufmarschpläne von sowjetischen Fernwaffenregimentern bekannt.

So wird beispielsweise in der Nähe von Königsberg oder Kaliningradsckaja Oblast ein schon bestehender Fernwaffenstützpunkt zur Festung ausgebaut. Bedient und gewartet werden die Geschosse von der 1. und 3. sowjetischen Lenkwaffendivision, die im „Königsberger Dreieck“ stationiert sind. In ihren Garnisonen befinden sich nur

Soldaten, die ständig von ihren Familien getrennt leben müssen. Die Waffen selbst sowie die unterirdischen Lager, in denen sowohl konventionelle Sprengsätze wie auch nukleare und thermonukleare „Munition“ gelagert werden, die Radar-Einrichtungen und die Hafenanlagen für die Nachschubtransporte werden von der „Truppe für innere Sicherheit“ überwacht, die für eine hermetische Abriegelung dieser Einrichtungen sorgt.

Weitere Einheiten sind in der Nähe der Fliegerhorste in Tapiaw und Wehlau stationiert. Ausweichstellungen werden in Gutenfeld, Löwenhagen, Pöbethen und Mollehen im Samland ausgebaut.

Geführt werden die Geschosse von Großradar-Leitstellen in Palmnicken

**Die bemannte Weltraumrakete** wird in der Sowjetunion nach Plänen des deutschen Wissenschaftlers Professor Dr. Eugen Sänger projektiert. Die Planungen sollen hierbei schon sehr weit fortgeschritten sein.

**Von beweglichen Abschubrampen** wird die T-7 abgeschossen, die durch ein Kreiselssystem ihr Ziel findet. Das über 9 m lange Geschöß wiegt ca 2,3 t und hat eine Höchstgeschwindigkeit von 5400 km/h.

und Fischhausen. Ein Zentrallager für Atomsprenköpfe wurde nahe dem Städtchen Friedland eingerichtet. Ausgerüstet sind die 1. und 3. Lenkwaffen-division mit folgenden Raketentypen:

#### Ausrüstung der Truppe

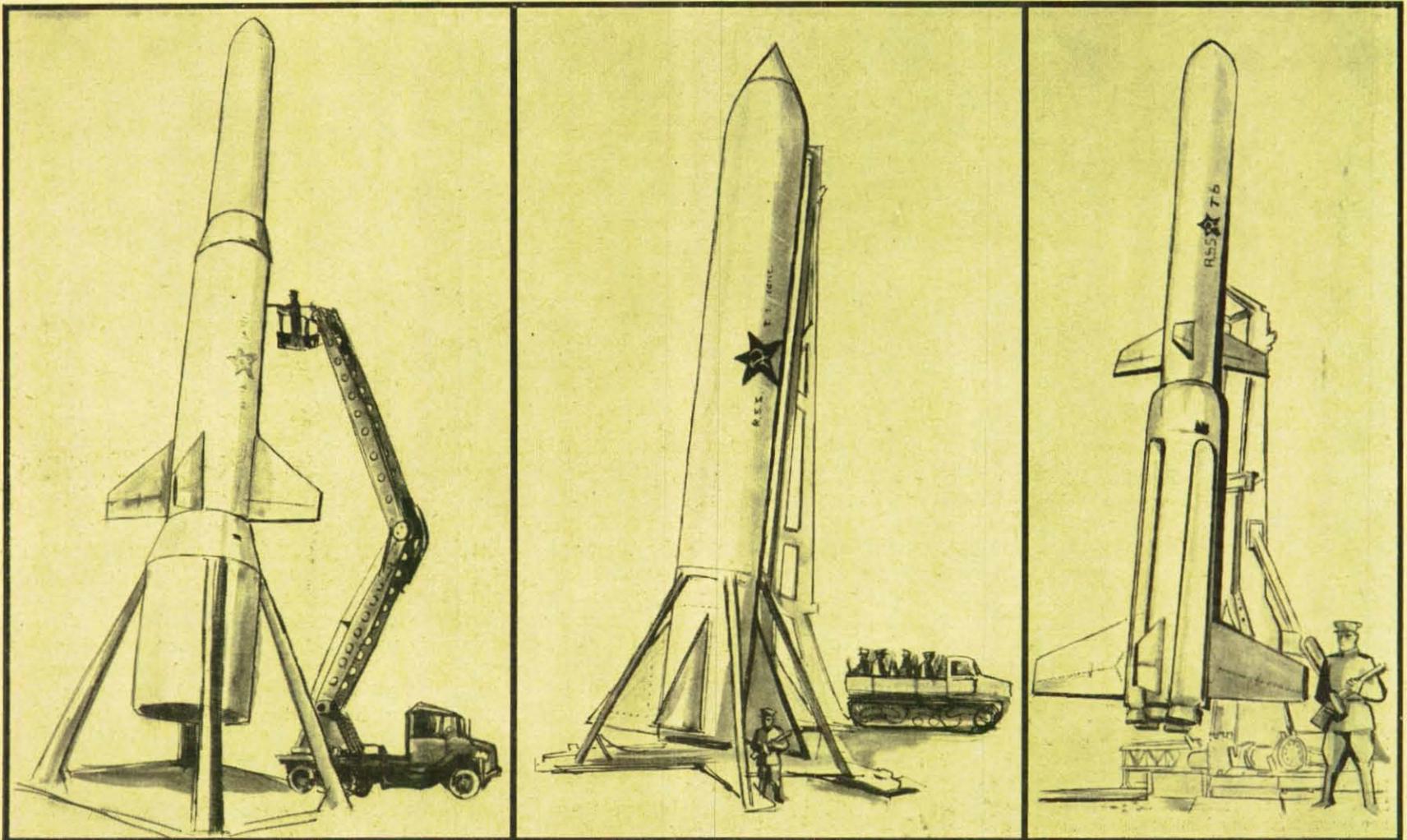
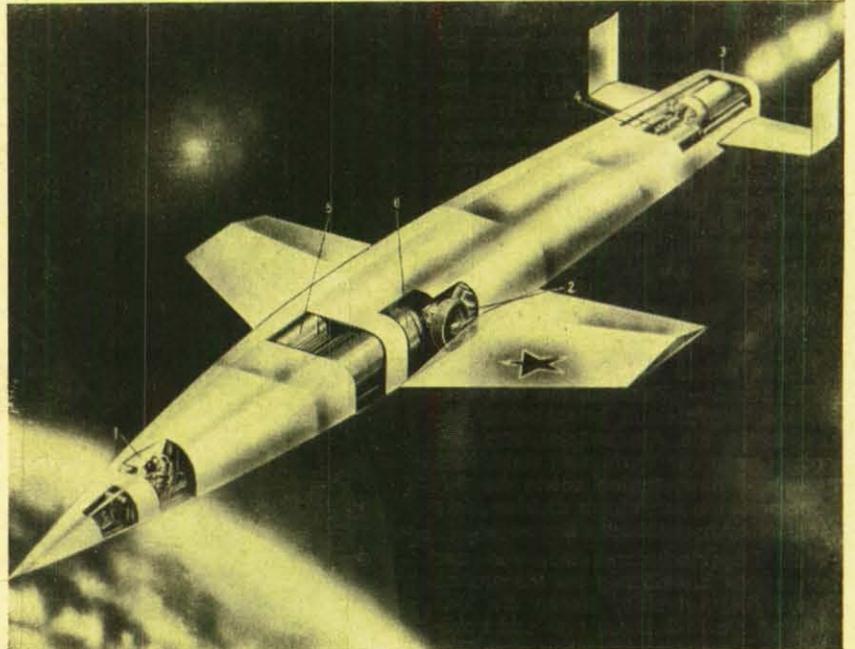
1. Die T-3A hat eine Länge von 34 m und wiegt 83 Tonnen. Die Reichweite beträgt rund 10 000 km und die Geschwindigkeit, mit der sich das Geschöß aus der Höhe von 1550 km auf sein Ziel stürzt, liegt bei über 25 000 km/h.

2. Das ballistische Mittelstreckengeschöß wiegt bei einer Länge von 17 m 32 Tonnen. Die Reichweite beträgt 1600 km und die Geschwindigkeit 15 000 km/h.

3. Die Comet 2 ist ebenfalls ein Mittelstreckengeschöß und wird mit flüssigem Sauerstoff und Alkohol betrieben. Die Reichweite beträgt bei der Höchstgeschwindigkeit von 9000 km/h rund 650 km.

Die Entwicklung hat bisher gezeigt, das gegen jede Waffe eine Gegenwaffe gefunden wurde. Schon bei der Erfindung des Maschinengewehrs sagten einige „Propheten“ den unabwendbaren Untergang der Menschheit voraus. Unvergleichbar erscheint diese Waffe jedoch mit den Raketenmonstren, durch die Kriege in Zukunft vielleicht einmal entschieden werden.

Bis zur Fertigstellung der Waffe, die gegen diese Raketen eingesetzt werden könnte (in den USA bahnt sich diese Entwicklung schon mit der Boeing IM-99 Bomarc an) ist und bleibt der beste Schutz die Selbsthilfe. Organisierte Selbsthilfe, die den Bürger mit den drohenden Gefahren vertraut macht und ihn diese überwinden lehrt.



**Die ballistische Interkontinentalrakete T-3A** hat eine Länge von über 34 m und ein Gewicht von mehr als 83 Tonnen. Das Geschöß trägt einen Gefechtskopf von 500 kg Gewicht mit einer Geschwin-

digkeit von rund 26 000 km über eine Strecke von 10 000 km. ■ Ein Mittelstreckengeschöß, das ebenfalls ballistisch gesteuert wird, ist die T-1. Diese 15,8 m lange Rakete wiegt 17,2 Tonnen und hat eine

Reichweite von 640 km. ■ Radargelenkte Luftabwehrraketen des Typs T-6 sind jetzt in die Verbände der russischen Lenkwaffen-Einheiten eingeführt worden. Sie dienen zum Schutz des sowjetischen Industrie-

potentials und sind den amerikanischen Nike-Raketen vergleichbar. Die Einsatzhöhe beträgt 22 km. Die an den Raketen arbeitenden Menschen, auf der Zeichnung veranschaulichen die Größenverhältnisse.



**Ankunft der Gäste.** Von rechts nach links: Präsident a. D. Sautier, geschäftsführendes Vorstandsmitglied des BLSV, Altbundesrat von Steiger (früher Bundespräsident der Schweiz), Herr Friebe vom BLSV, Herr Hoffschild, Leiter des Ausbildungswesens des BLSV, der Direktor der Bahnpolizei Köln, Herr Bundesbahnrat Folkerts. Im Hintergrund (von rechts nach links): Major Alboth und Major Leimbacher (Schweiz), Botschaftsrat Dr. Frey, der als Vertreter der Schweizerischen Botschaft auf dem Kölner Hauptbahnhof erschienen war, und Major Reinhardt (Schweiz).



**Aufgaben und Einrichtungen** der Bundesluftschuttschule erklärt der Leiter der Schule, Herr Meyer. Links: Herr Ministerialrat von Dreising, der als Vertreter des Bundesministeriums des Innern und darüber hinaus in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des BLSV zugegen war.



**Am Planspieltisch.** Der Präsident des Schweizerischen Bundes für Zivilschutz diskutiert in Waldbröl mit den Herren des BLSV über Rettungseinsätze. Die Modelle des Bundesluftschutzverbandes, die sonst Ausbildungszwecken dienen, fanden die uneingeschränkte Anerkennung der Experten aus der Schweiz.

# Internationaler Erfahrungsaustausch

## Ausländische Gäste beim Bundesluftschutzverband

Der Schutz der Zivilbevölkerung ist in jedem Sinne ein internationales Anliegen, eine dringende und unausweichliche Notwendigkeit geworden. Damit ist den BLSV-Luftschuttschulen, die mit so viel Geschick, Eifer, Idealismus und Sachkenntnis der Ausbildung einer einsatzbereiten und einsatzfreudigen Helferschaft dienen, eine zweite wichtige Aufgabe zugefallen: Der Austausch von Erfahrungen aus Theorie und Praxis des Bevölkerungsschutzes mit dem Ausland.

In den letzten Monaten haben in mehrtägigen Studien- und Informationsreisen durch die Bundesrepublik prominente Zivilschutzfachleute aus der Schweiz und aus Finnland technisch und sachlich wichtige Einblicke in die Arbeit des Bundesluftschutzverbandes bekommen. Immer wieder zeigte sich, wie wichtig und förderlich das für den Schutzgedanken ist.

Ein Beispiel aus der Praxis: die Zivilschutzfachleute aus der Schweiz waren bei dem Besuch in der Bundesrepublik u. a. sehr beeindruckt von den Erfolgen von Suchhunden bei der Bergung von Verschütteten. Wenn auch die berühmten Schweizer Lawenhunde mit die

ersten vierbeinigen Helfer in Katastrophenfällen waren, so ist doch dort bisher Ausbildung und Einsatz der Tiere im Zivilschutz noch nicht geplant gewesen. Man überlegt jetzt, ob man das nicht ändern soll.

Die Herren aus der Schweiz wurden in der Hauptstelle des Bundesluftschutzverbandes in Köln vom geschäftsführenden Vorstandsmitglied, Präsident a. D. Sautier, empfangen, der auch die Grüße des verhinderten Präsidenten, Dr. Lotz, übermittelte. Während der Begrüßung waren u. a. der schweizerische Botschafter in der Bundesrepublik, Herr Huber, und als Vertreter des Bundesministeriums des Innern

Fortsetzung Seite 21



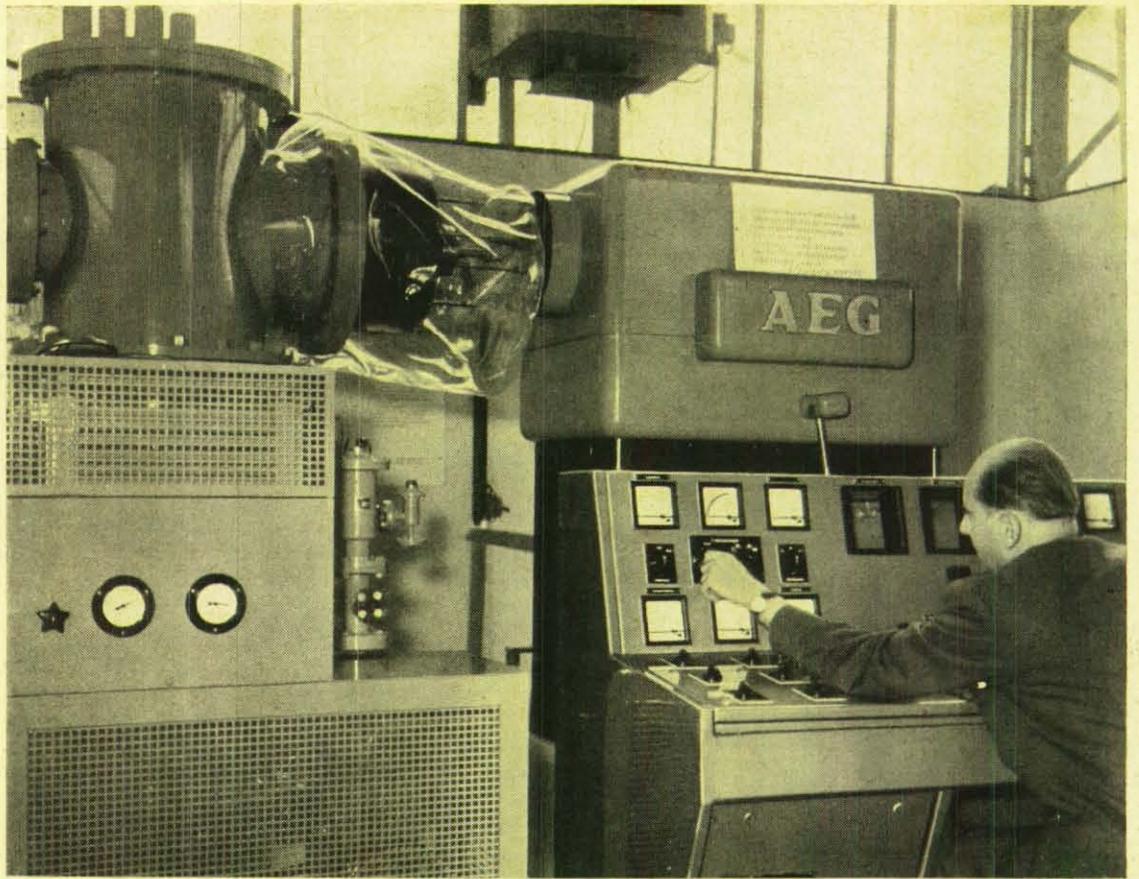
**Abstecher nach Blankenberg.** Die kleinste Stadt Deutschlands präsentiert sich geschmückt zu einem Volksfest. Der Bürgermeister dieses nur wenig mehr als 300 Einwohner zählenden Städtchens, Herr Korf, begrüßte die Gäste aus Finnland.



**Fachgespräche** sind bei allen Fragen der Schulung und Ausbildung wichtig und förderlich. Herr Hoffschild erklärt im Übungsgelände von Waldbröl den Vertretern des finnischen Zivilschutzverbandes einige Übungseinrichtungen für den Rettungsdienst.

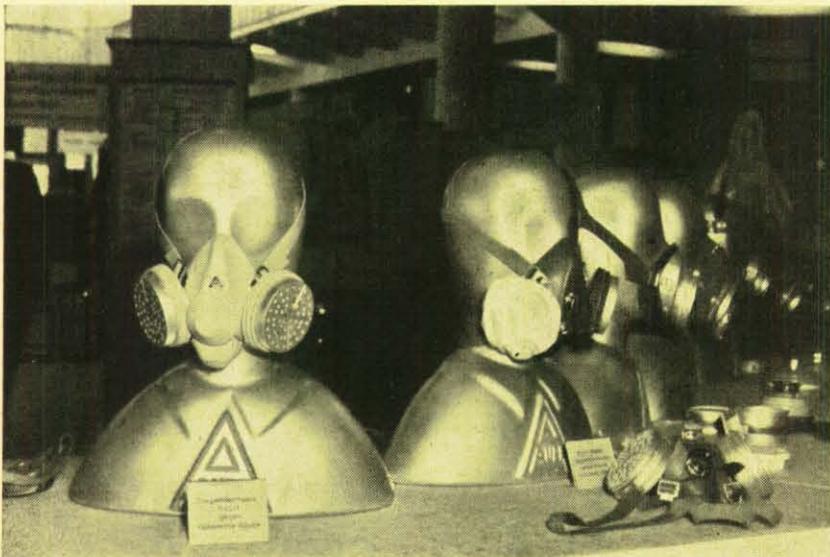


**Die Schutzbauten** im Gelände der Bundesluftschuttschule standen im Mittelpunkt des Interesses. Auf der Treppe: der Generalsekretär des finnischen Zivilschutzverbandes, Oberstleutnant Haltiavuori, Regierungsrat Katjarinne und (ganz rechts) General Poppius. Im Hintergrund unseres Bildes: die Leitung und die Lehrkräfte der Bundesluftschuttschule.

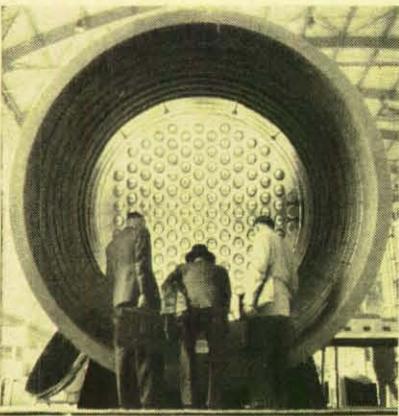


Das war die Sensation der „Ausstellung für chemisches Apparatewesen“ (ACHEMA) 1958 in Frankfurt a. M.: Deutschland hat den Anschluß an die internationale Entwicklung bei der „Zähmung der Wasserstoffbombe“ erreicht. Unser Bild: Eine Stoßkondensator-Batterie, die mit als eines der wichtigsten Geräte hierfür angesehen wird.

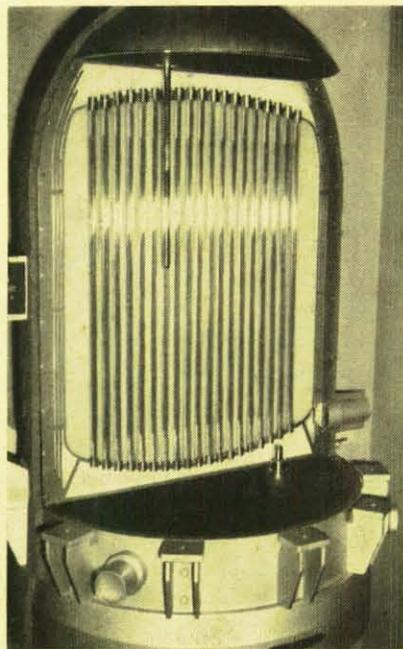
Die Neutronen-Generator-Anlage dient zur Gewinnung von sehr schnellen Neutronen für bestimmte Forschungszwecke. Auch dieses Gerät kann mit dazu beitragen, daß es eines Tages gelingt, jene Energien für friedensmäßige Zwecke zu bändigen, die bei Kernverschmelzungsprozessen frei werden. Dann wäre der Menschheit eine Energiequelle erschlossen, die ihr gesamtes Leben verändern könnte: Schweres Wasser wäre der in reichem Maße vorhandene Grundstoff für den höchsten Energiebedarf.



Radioaktive Stäube können auch in Atomreaktor-Anlagen auftreten. Zum Schutz der in ihnen beschäftigten Fachkräfte wurden diese Doppelfiltermasken entwickelt. Sie wurden erstmalig auf der ACHEMA gezeigt. Es handelt sich um sog. Halbmasken, deren Filtermasse leicht ausgewechselt und ersetzt werden kann.



Eine besondere Leistung der deutschen Industrie ist dieser Mantelteil einer Salpetersäure-Gewinnungsanlage. Er ist aus nickelfreiem Chromstahl hergestellt und hat einen Durchmesser von 3 Meter.



Das Modell eines Druckwasser-Kernreaktors mit einer Leistung von etwa 100 Millionen Watt fand gleichfalls besondere Beachtung der internationalen Kapazitäten. Eine deutsche Firma baut ihn.

# Die Zukunft

## Bundesrepublik findet den Anschluß an

In den Jahren nach 1945 wurden in Fachkreisen Stimmen laut, die befürchteten, die Bundesrepublik habe auf dem Gebiet der friedlichen Nutzung der Atomkraft den Anschluß verpaßt. Andererseits setzte sich die Überzeugung durch, daß neue Energiequellen gefunden werden müßten. Daß diese Energiequellen der Zukunft in den gebundenen Kräften des Atoms zu suchen sind, gilt seit langem als erwiesen. Die Detonationen der ersten Atombomben wurden durch Kernspaltungsprozesse zustande gebracht. Die hierbei frei werdenden Kräfte kann der Mensch bändigen. Anders verhält es sich mit den Energien, die bei Detonationen von Wasserstoffbomben durch den Atomkern-Verschmelzungsprozeß frei werden. Gelingt es, auch diese gewaltigen Kräfte friedlichen Zwecken nutzbar zu machen, so dürfte der künftige Energiebedarf der Menschheit gesichert sein. Auf der ACHEMA 1958 in Frankfurt a. M. wurde der allerneueste Stand der internationalen wissenschaftlich-technischen Entwicklung gezeigt.

Es war vor einigen Wochen, da wurde unser Reporter in einer der vielen Gaststätten in der Nähe des Hauptbahnhofs der Goethestadt Frankfurt unwillkürlich Zeuge eines Gesprächs:

„Nur eine große Volksbewegung kann verhindern, daß wir alle Opfer des Atomtodes werden. Es gibt ja doch keinen Schutz...!“

Der Sprecher machte einen nervösen, abgehetzten Eindruck, und er sprach hastig und lautstark. Er sah aus wie einer, der sich in der Sorge, beim Wirtschaftswunder zu kurz zu kommen, übernommen hat.

Sein Gesprächspartner, ein älterer Herr mit norddeutschem Akzent, schüttelte energisch den Kopf und sagte:

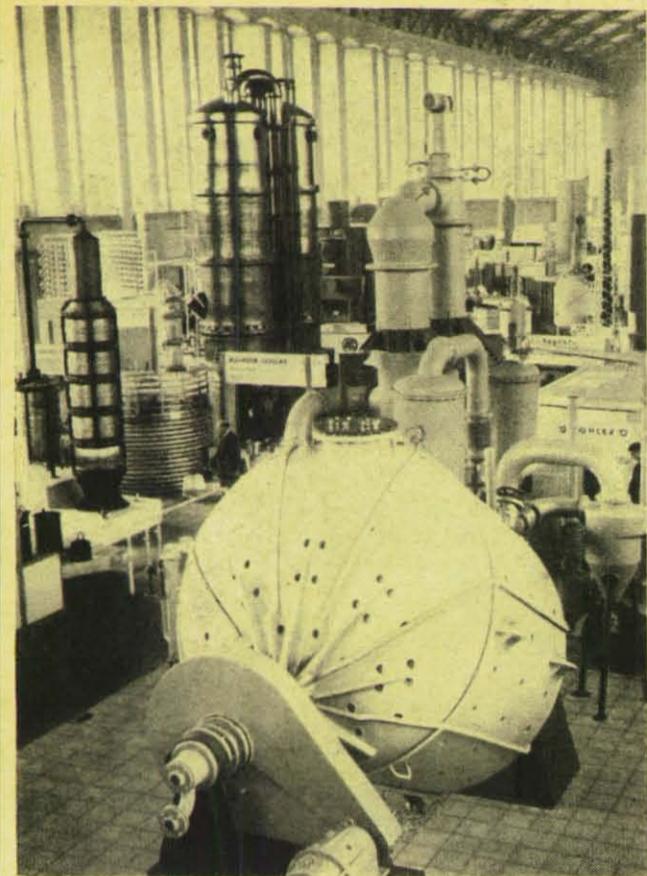
„Wissen Sie, auch ich bin gegen den Atomtod. Ihr Nein zum Schutz erscheint mir aber zu billig. Wenn es

zur Zeit noch keine genügenden Schutzmöglichkeiten gegen den Atomtod gibt, dann müssen wir sie uns eben zu schaffen suchen. Das Ja zum Schutz ist allerdings mit vielen Mühen und Anstrengungen verbunden. Wir haben aber auch auf diesem Gebiet in der Bundesrepublik schon manches erreicht. Hier in Frankfurt auf der ACHEMA können Sie sich davon überzeugen...“

Ob der Mann sich überzeugen ließ, wir wissen es nicht. Unser Reporter aber machte sich schleunigst auf den Weg zu der Ausstellung und — wurde überzeugt.

\*

In Frankfurt a. M. herrschte kürzlich Hochbetrieb. Da fanden, wie in vielen Städten, die Kundgebungen gegen den Atomtod statt. Fast zur gleichen Zeit wurde auf dem Messegelände die



Der größte technisch-wissenschaftliche Kongreß der Welt war nach der Meinung von Fachleuten die Achema 1958 in Frankfurt a. M. Unser Bild: Ein Blick in eine der Ausstellungshallen, in denen über 7000 Typen von Apparaten, Maschinen und Instrumenten gezeigt wurden.

Um den Schutz der Arbeitskräfte geht es Wissenschaft und Technik auch bei der friedlichen Nutzung der Atomenergie. Dieser Schutzanzug gegen radioaktive Stäube wurde auf der Achema zunächst einmal den Fachleuten gezeigt. Um seine weitere Entwicklung ist man bemüht.

Hitzeschutzbekleidung wird überall dort benötigt, wo Arbeiten unter extrem hohen Temperaturen durchgeführt werden müssen. Dieser Schutzanzug besteht aus hitzeabweisenden, wärmerückstrahlenden Stoffen. Die Reflektionswirkung erreicht bei ihm mehr als 90 Prozent.

# im Zeichen der Atomkraft

## die internationale Entwicklung in der friedlichen Nutzbarmachung der Kernenergie

große Ausstellung der Achema gezeigt. Sie war verbunden mit den verschiedensten Tagungen der 11 000 Wissenschaftler, die aus 59 Ländern kamen, um hier ihre Erfahrungen auszutauschen.

Jenes eingangs erwähnte Gespräch ist also charakteristisch für die Zwiespältigkeit der Auffassungen über die aktuellste Frage der Gegenwart: Atomenergie, Fluch oder Segen?...

\*

Was würde wohl Goethe zu dem sagen, was an Sorgen und Hoffnungen uns Menschen des Atomzeitalters so stark bewegt? Sicher müßte er zunächst seiner Weisheit letzten Schluß dahingehend revidieren, daß des Menschen Geist nun doch „ins Innere der Natur“ eingedrungen ist. Es sieht so aus, als wüßten wir Heutigen, „was sie im Innersten zusammenhält.“

\*

Es ist die Tragik so mancher schöpferischer Menschen, daß sie zusehen mußten, wie andere ernteten, was sie ersannen und erdachten.

Was Otto Hahn und seinem Mitarbeiter Fritz Straßmann im Jahre 1938 gelang, war zwar keine Erfindung, sondern eine der wichtigsten Entdeckungen: Atomkerne sind spaltbar! Die ungeheuren Energien, die in ihnen schlummern, können aus ihrer natürlichen Bindung gelöst werden.

Was danach kam, braucht hier nicht erneut dargelegt werden. Die internationale Wissenschaft griff die Entdeckung auf, die Angst vor den Deut-

schen führte zum Bau der ersten Atombomben. Millionen von Menschen sitzt heute mehr denn je die Angst vor dem Atomtod in den Gliedern.

In den USA, in England und in der Sowjetunion arbeiten schon die ersten Atomreaktoren. Die Bundesrepublik aber blieb nach 1945 von der wissenschaftlich-technischen Entwicklung der Atomphysik ausgeschaltet. Noch vor drei Jahren zweifelte man in Fachkreisen daran, ob wir den Vorsprung der anderen Staaten jemals aufholen würden.

\*

Die Menschheit braucht neue Energiequellen. Die Vorräte an Kohle und Öl auf unserem Planeten werden immer geringer. Die Zahl der Erdenbewohner steigt von Jahr zu Jahr. Auch die kommenden Generationen wollen leben. Ihre Möglichkeiten hängen in hohem Maße davon ab, ob die benötigten neuen Energiequellen heute schon erschlossen werden können.

Es ist durchaus keine Utopie mehr, wenn wir feststellen, daß die kommenden Generationen keineswegs mehr „im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu essen brauchen“. Es kann zu einem Wohlstand ohnegleichen kommen, wenn es gelingt, den Dämon in der Atomenergie zu bannen und sie der Erhaltung des menschlichen Lebens nutzbar zu machen.

\*

Die erste Achema fand bereits im Jahre 1920 statt. Sie war zunächst nichts anderes als eine Ausstellung für das chemische Apparatewesen. Da-

neben trafen sich in ihr Chemiker und Techniker zu fachlichen Gesprächen, und das dann später turnusmäßig alle drei Jahre.

Nur der Besucher früherer Ausstellungen kann ermessen, welch ein Wandel sich hier vollzogen hat. Zu den Chemikern und Ingenieuren sind die Physiker hinzugekommen. In diesem Jahr bildeten 200 Vorträge internationaler Kapazitäten den theoretischen Rahmen des Zusammentreffens. Technik und Wissenschaft haben so immer engere Kontakte zueinander gefunden.

Bundesminister Prof. Dr. Balke wies bei der Eröffnung den Weg: „Von den Problemen der menschlichen Verantwortung hängt unsere Zukunft mehr ab, als von der rein technischen Entwicklung.“

Aber auch aus den Vorträgen anderer führender Persönlichkeiten klang das Hauptproblem durch, vor das sich Wissenschaft und Technik künftig gestellt sehen, die klare, unabdingbare Forderung: bestmöglicher Schutz des menschlichen Lebens.

\*

Vor drei Jahren, auf der Achema 1955, war es lediglich England, das in einer Sonderschau seine Fortschritte auf dem Gebiete der friedlichen Nutzung der Atomenergie zeigte. Die Achema 1958 präsentierte dem Besucher in einer ganzen Kollektion von Apparaten, Instrumenten, Werkstoffen und Einrichtungen den inzwischen erreichten Stand der Entwicklung.

Namhafte westdeutsche Firmen vermögen bereits selbst modernste Atom-

kraftwerke zu bauen. Die inzwischen errichteten Atomreaktoren in Karlsruhe, München und Frankfurt sind der Anfang einer Entwicklung, die nicht mehr aufzuhalten ist.

Die Bundesrepublik hat inzwischen auch bereits ihr „Atomdorf“. Es liegt in der Nähe von Hanau. Vor kurzem konnte es zum ersten Male besichtigt werden. Fast zu gleicher Zeit wurde in Nordrhein-Westfalen der Grundstein zu einem weiteren großen Atomforschungszentrum in der Nähe von Jülich gelegt.

Die Engländer haben zwar in der Zwischenzeit zugeben müssen, daß ihnen die vor Monaten angekündigte Zählung der Wasserstoffbombe nicht gelungen sei, aber es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß deutsche Wissenschaftler und Techniker die Welt bald mit den Ergebnissen ihrer Forschungen auf diesem Gebiet überraschen werden.

So haben Tausende der Besucher Frankfurts auf der Achema 1958 den Eindruck gewinnen können, daß die Bundesrepublik weitgehend aufgeholt hat: Der Anschluß an die internationale Entwicklung auf einem sehr entscheidenden Sektor ist wieder hergestellt!

Worüber ausführlich in Wort und Bild in den letzten Wochen von der Presse berichtet wurde, soll hier nicht wiederholt werden. Unserem Reporter ging es darum, den Fortschritt auf dem Gebiete der Schutztechnik festzu-

Fortsetzung Seite 21

So schützen sich die anderen:

# Lustige Fabel über radioaktive Gefahren



In humorvoller und vereinfachender Weise klärt die französische Energiekommission in der Zeitschrift „Protection Civile“, dem amtlichen Organ für den zivilen Bevölkerungsschutz, über die radioaktiven Gefahren des Atomzeitalters auf. Wegen der Aktualität des Themas und der originellen Behandlung möchten wir unsere Leser mit den Originalzeichnungen und den übersetzten Texten bekannt machen, jedoch mit allem Vorbehalt

## Die Gefahren.

Welches sind die besonderen Gefahren, denen du beim Umgang mit radioaktivem Material ausgesetzt sein kannst?

Man kann sie in zwei Gruppen einteilen: 1. Die radioaktive Bestrahlung und 2. die radioaktive Verseuchung.

### Radioaktive Bestrahlung

Wenn ein mehr oder weniger großer Teil des menschlichen Körpers von Strahlen getroffen wird, die von radioaktiven Substanzen ausgehen, so spricht man von einer sogenannten radioaktiven Bestrahlung.



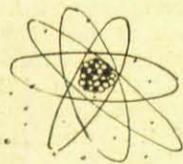
### Radioaktive Verseuchung

Wenn man eine radioaktive Substanz berührt oder wenn eine solche durch Mund oder Nase in den Körper gelangt, so spricht man von einer radioaktiven Verseuchung. Im ersten Falle handelt es sich um eine äußere, in den beiden anderen Fällen um eine innere Verseuchung.



### Die Sicherheitsnorm

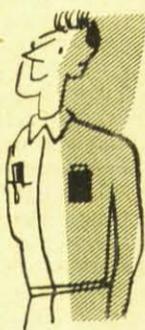
Zahlreiche Versuche, die in verschiedenen Ländern an Menschen und Tieren gemacht worden sind, haben gezeigt, daß Lebewesen durchaus eine bestimmte Dosis radioaktiver Substanz ohne Schaden aufnehmen können. Diese Bestrahlung darf aber nicht die Sicherheitsnorm, d. h. die Toleranzdosis, überschreiten.



## Das Messen der Radioaktivität.

Besteht der geringste Verdacht einer besonders intensiven Bestrahlung, so muß durch Messungen beobachtet werden, daß die Sicherheitsnorm nicht überschritten wird. Für den Mann auf der Straße gibt es zwei Arten von Meßgeräten: 1. Den sogenannten „Film“ und 2. den kleinen Dosimeter in Füllhalterform.

Der Film wird durch die radioaktive Bestrahlung geschwärzt, wie ein normaler Film durch das Tageslicht. Der Grad der Schwärzung, der nach der Entwicklung sichtbar wird, läßt Schlüsse auf die Intensität der empfangenen Bestrahlung zu.



Das Dosimeter hat die Form eines Füllfederhalters und kann wie ein solcher mitgeführt werden. Es ermöglicht ein sofortiges und sehr genaues Ablesen der Werte.

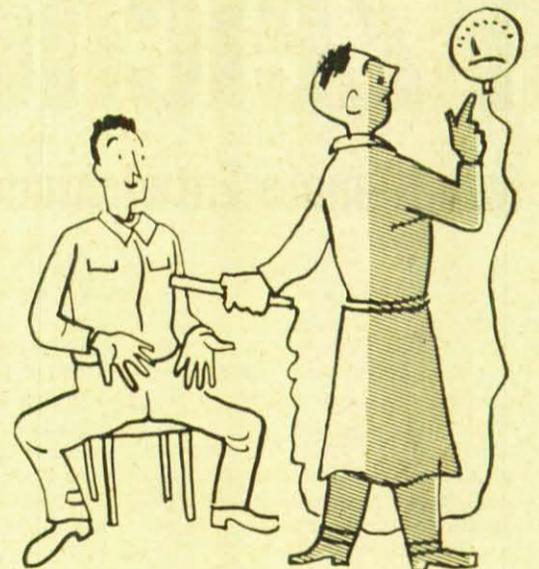
### Vergiß nicht, deinen Film oder dein Dosimeter stets bei dir zu tragen.

Sie können dich nicht schützen, aber sie geben dem Arzt unentbehrliche Aufschlüsse.

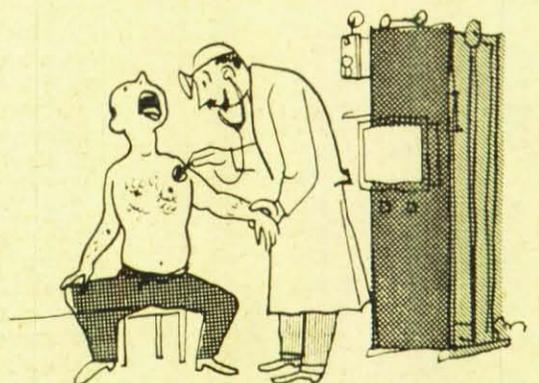
Wie der Käse unter der Glocke vor Fliegen geschützt wird, mußst du auch deine beiden Meßgeräte gegen Umwelteinflüsse abschirmen, damit nicht die Meßgenauigkeit leidet.



## Die sogenannte äußere radioaktive Verseuchung kann mit Hilfe der verschiedensten Apparate festgestellt werden.

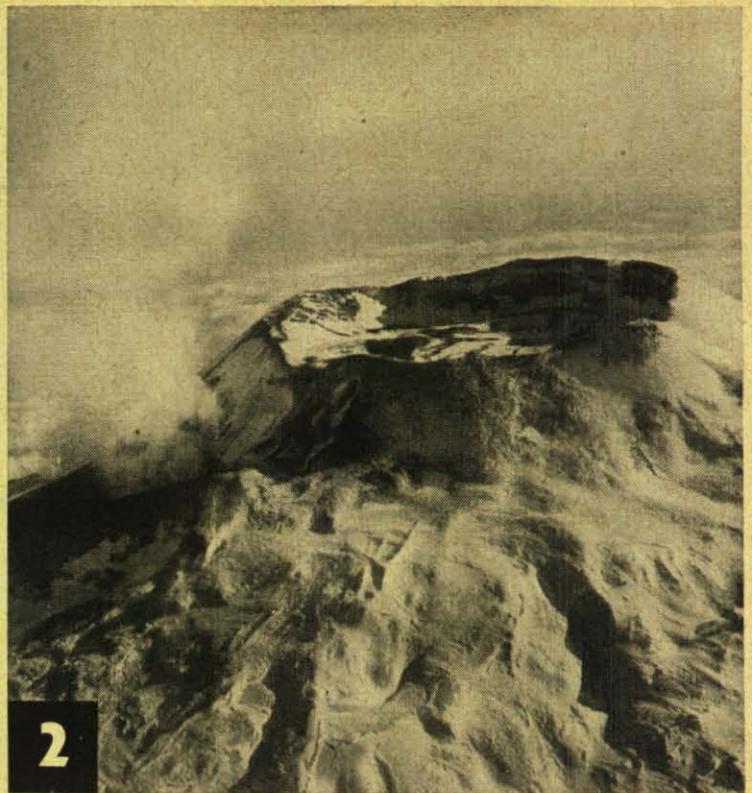
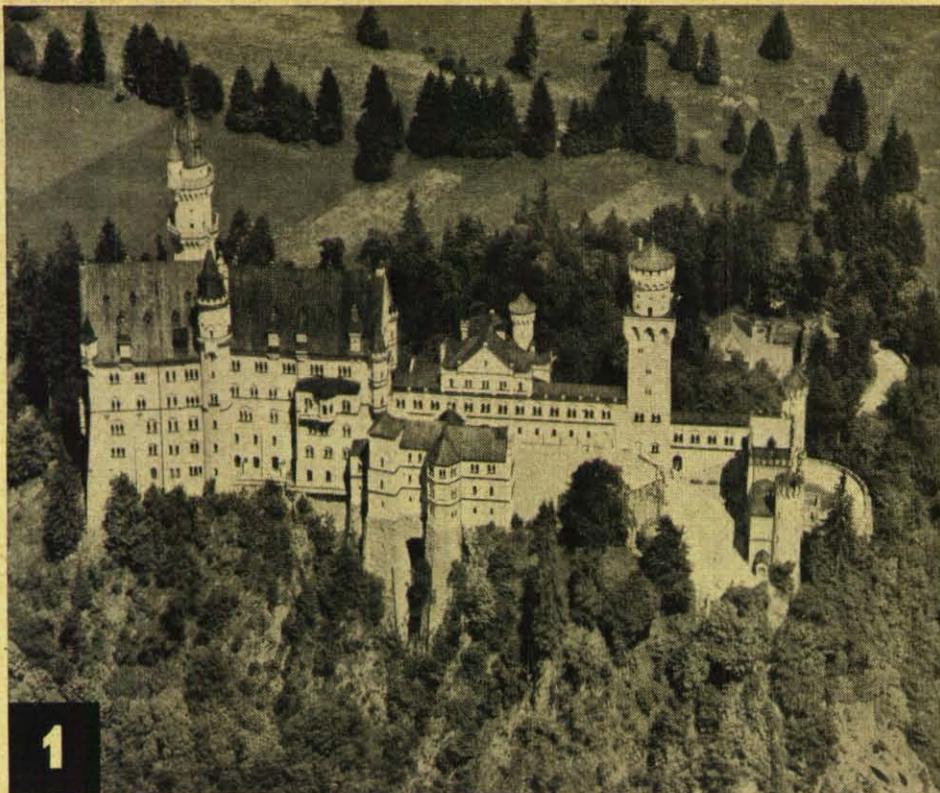


Der Grad der inneren Verseuchung läßt sich mit Bestimmtheit nur durch biologische Analysen ermitteln. Unterziehe dich in deinem eigenen Interesse jeder ärztlichen Untersuchung, zu der immer du aufgefordert wirst.



In allen Krankheitsfällen ist es für den behandelnden Arzt wichtig zu erfahren, ob du jemals vorher einer radioaktiven Bestrahlung ausgesetzt warst. Daher merke dir sehr genau die eventuell bei dir schon festgestellten Werte.

(Fortsetzung folgt)



# Aus der Vogelschau

## ZB-FOTO-QUIZ

Auflösungen auf Seite 16

**1** Ein unglücklicher König, dessen Leben ein frühes Ende nahm, ließ in den Jahren 1869—1886 auf einem Berggipfel ein prunkvolles Schloß errichten. Wie heißt es und wo liegt es?

**2** Meist schneebedeckt ist der Aschenkegel dieses Vulkans, der eine Höhe von 3279 m erreicht und fast nur seitliche Ausbrüche aufweist. Wer kennt seinen Namen? Wo liegt er?

**3** Nach Plänen des bekannten Bau- meisters Leo von Klenze wurde in den Jahren 1830—1842 das hallenartige Gebäude errichtet, das unser Foto zeigt. Wer kann seinen Namen erraten?

**4** Rund fünfzigtausend Personen konnten in dem gewaltigen Rund- bau — unser Foto zeigt ihn als Ruine — unterkommen. Wo ist dieses größte Baudenkmal des Altertums zu finden?





## Mit Wagemut und aufgeschlossenem Herzen durch die weite Welt Abenteuer und Schicksale am Rande der Welt – Von Marcella d'Arle

### 1. Fortsetzung

„Nein, ich wollte das Kind bei mir haben, es war doch unser Blut; aber meine Tochter sollte frei von der Schande sein. So ging ich in der Nacht auf den Friedhof, zu meinem Manne, der seit zwanzig Jahren tot ist; ich habe das Trauerkleid nicht einen Tag angelegt, und kein Mann hat mir seit damals in die Augen blicken dürfen. Ich bin zu seinem Grab gegangen und habe ihn um Verzeihung gebeten. Dann, am nächsten Tag, habe ich die Hebamme zum Gemeindeamt begleitet, und wir haben das Kind als meines gemeldet.“

Die Hebamme hat geschworen zu schweigen; ich hatte ihr dafür echtes Gold gegeben, mein letztes Gold. Bei der Santuzza hatte sie geschworen. Aber sie erzählte es doch ihrer Schwester, und so wußte es bald das ganze Dorf.“

Das Mädchen hörte mit starren, weit-aufgerissenen Augen zu. Seine Lippen bebten leicht.

„Unsere Quelle war auf einmal verschüttet; vielleicht war es ein Berg-rutsch, vielleicht hatten die Burschen im Dorf ihre Hand im Spiel, denn viele hatten es vergeblich umworben, und Haß und Eifersucht ließen ihnen jetzt keine Ruhe. Wir mußten um jeden Tropfen Wasser zum Brunnen gehen, durch das ganze Dorf.“

Totes, gelbes Gestein umringt die Häuser, kein Baum schenkt Schatten, kein Grashalm grünt, und die Sonne versengt alles erbarmungslos. Arm ist das Dorf; nur das eine besitzt es, auf das es stolz sein kann: die Ehre seiner Frauen. Auf dieser ist die Familie aufgebaut und das heilige Sakrament der Ehe. Die Frau, die sich dagegen vergeht, wird nicht gesteinigt, denn in der Kirche wird das Evangelium gelehrt, das niemand erlaubt, den ersten Stein zu werfen, sie wird nicht gesteinigt, aber ...

„Niemand sprach mehr ein Wort mit ihr“, erzählte die Frau weiter, „alle blickten durch sie, als sei sie Luft gewesen. Die Mädchen drehten ihr den Rücken, jedes Gespräch verstummte bei ihrer Ankunft. Ich hatte das alles vorausgewußt; darum wollte ich es an ihrer Stelle tragen, weil ich kräftiger war als sie. Sie weinte Tag und Nacht, hatte bald keine Milch mehr für das Kind, und andere konnten wir ihm nicht kaufen. Denn ich hatte mein letztes Gold der Hebamme gegeben. Mein echtes Gold für ihr falsches Versprechen.“

Dann wurde das arme Kind krank, und wir konnten es nicht retten. Am selben Tag, an dem das Kind starb, habe ich mein Küchenmesser genommen und bin ins Dorf gegangen. Ich habe die Hebamme getötet. Ich bereue es nicht.“

### Meine Freundin, die Witwe des Banditen

Ich bin erst seit sechsunddreißig Stunden im Gefängnis, und schon habe ich es zu einer Schwiegermutter gebracht. Michelina, die Witwe des Banditen L'Abruzzo, tyrannisiert mich, soviel sie nur kann. Ich habe verschiedene Schätze mitnehmen dürfen, eine Flasche Kölnisch Wasser, Tag- und Nacht-Creme, Spiegel und Lippenstift. Das alles beschlagnahmt Michelina — in meinem Interesse, wie ich gestehen muß — und verteilt es tropfen-, beziehungsweise minutenweise, und nur an die Frauen, die ihr sympathisch sind. Es hat sich nämlich bald herumgesprochen, daß sich im Krankensaal eine „Schatzgrube“ befindet, und wir bekommen auffallend viel Besuch. Michelina verteilt die Schätze nach ihrem Ermessen, ich habe dabei nichts zu reden.

„Und was ist das? Wozu brauchst du diesen Bimsstein?“

„Um die Beine zu enthaaren. Man feuchtet den Bimsstein mit Wasser an und fährt damit mit kreisender Bewegung über die Beine. Die Haut wird ganz glatt, und die Haare wachsen nur langsam nach“, erkläre ich gehorsam. „Ich habe es in Südamerika gelernt, es ist viel besser als rasieren.“

Jetzt ist Michelinas große Stunde gekommen: sie bemächtigt sich des Bimssteines und wird die unumschränkte Herrscherin des ganzen Gefängnisses. Vor ein paar Tagen, als ich in Capri war, schwammen die Bimssteine im Wasser rings um mich; hätte ich gewußt, daß sie zu so großem Ansehen kommen würden, hätte ich ein Dutzend davon mitgebracht. Aber Michelina ist auch mit der Verteilung des einen riesig beschäftigt. Ich glaube, sie vermietet ihn viertelstundenweise, doch nur an die Frauen, die ihr besonderes Vertrauen genießen. Die anderen müssen eben zu uns kommen und unter ihrem strengen Blick an der Verschönerung ihrer Beine arbeiten.

Wie die Frauen es anstellen, mit welchen Mitteln sie sich die Gunst und die Geduld der Wärterin erkaufen, weiß ich nicht. Sicher ist, daß immer irgend-

Die „Valentina Bibolina“ ist ein italienischer Frachtdampfer mit Kurs auf Durban in Südafrika. Unterwegs kommt Sturm auf. Er steigert sich zu Zyklonstärke, und Marcella d'Arle ist die einzige Frau an Bord. Sie wird nicht seekrank, auch fürchtet sie sich nicht. Nur — sie ist so schrecklich allein. Die Männer der Besatzung verbringen die Nächte und die dienstfreien Stunden zu zweit und zu dritt. Sie darf das nicht. In den vielen einsamen Stunden erinnert sie sich wieder an all die vielen Frauen, die sie auf ihren Wanderungen durch die Welt kennengelernt hat. Und sie erinnert sich auch an die Frauen aus dem Frauengefängnis von Palermo.

eine Frau auf dem Boden unserer Krankenstube sitzt und sich mit größter Energie an den Beinen reibt.

Denn Michelina treibt zur Eile und läßt keiner viel Zeit. Und so kommt es, daß bald das ganze Gefängnis hinkt, daß alle Frauen mehr oder weniger blutige Beine haben. Besonders aber die sogenannten Freudmädchen. O Gott, wie freudlos und arm und zerrauft sehen sie aus!

So kommt auch die „Turchetta“ zu uns. Sie sieht wirklich wie eine kleine Türkin aus, mit ihren schrägen, fast mongolischen Augen und der leicht gebogenen Nase. Ihre Zähne sind schneeweiß, klein und spitz wie bei jungen Raubtieren, ihre Haut hat einen leichten Stich ins Gelbe. Sie ist neunzehn Jahre alt und seit zwei Jahren „beim Geschäft“.

„Was sollte ich sonst machen?“ erkläre sie gemächlich. Sie hockt auf dem Boden, eine kleine, zarte Gestalt, und blickt uns aus breiten, schon schwarz-umrahmten Augen an. „Dienstmädchen zu sechstausend Lire im Monat? Na, ich danke schön. So verdiene ich dreißigtausend in der Woche ...“

„Geh, schneid nicht auf!“ unterbricht sie Michelina. „Warum hast du dann immer nur das eine Kleid und nie einen Pfennig, um dir Obst zu kaufen?“

„Glaubst du, ich komme hierher mit meiner ganzen Ausstattung? Ich bleibe ja immer nur ein paar Tage. Ich bin nämlich nicht nach Palermo zuständig, da bringen sie mich immer hierher und geben mir dann die Fahrkarte bis zu meinem Dorfe. Dort bleibe ich aber nicht einmal als Tote; außerdem bringt mich mein Vater wirklich um, wenn er mich sieht. So komme ich mit dem nächsten Zug nach Palermo zurück und warte, bis sie mich wieder fassen und hierher bringen. Ich bin hier schon ganz zu Hause.“

„Ist das ein schönes Leben, Turchetta?“

„Ach was! Besser, als Tag und Nacht schuffen.“

„So schuffest du auch“, unterbricht sie Michelina, „und dein ganzes Geld nimmst du der Francesco ab oder wie er heißt. Er läßt dir nicht einmal genug, um Obst zu kaufen.“

Zum erstenmal wird die Turchetta böse, ihre Augen leuchten wild. „Francesco verlangt nie etwas von mir, und wenn ich ihm etwas schenke, so geht es niemanden etwas an. Es ist ja mein Geld. Dafür hält er zu mir, und lieb hat er mich auch.“

Ich wußte gar nicht, daß Michelina so böse dreinschauen kann. Es sieht so aus, als ginge sie alles doch sehr viel an, denn sie hat rote Backen und brennende Augen bekommen. „So, er hat dich lieb und läßt dich mit anderen Männern gehen und ist nicht eifersüchtig?“

„Eifersüchtig soll er sein? Auf eine wie mich?“ Sie hat auch wildbrennende Augen und ein hochrotes Gesicht bekommen. „Das kann ich von ihm nicht verlangen, das bin ich nicht mehr wert, daß er eifersüchtig auf mich ist! Ich bin froh, daß er da ist und daß ich ihm etwas schenken darf. Mehr brauche ich nicht von ihm.“

Ein kurzes Schweigen folgt, sie reibt sich wieder die Beine mit dem Bimsstein. Michelina hat die langen schwarzen Haare gelöst und kämmt sich vor meinem kleinen Spiegel.

„Um diese Stunde kommt er manchmal unter das Fenster“, sagt die Turchetta endlich, und ihre Stimme ist sanft. Ihre Augen blicken verträumt auf Michelina, die sich weiterkämmt. Michelina kämmt sich mindestens zehntmal am Tage, ebensooft verschwindet sie im Nebenraum, um sich zu waschen, und jetzt, da sie durch mich auch Tag-

und-Nacht-Creme entdeckt hat, massiert sie sich oft das Gesicht, obwohl das gar nicht notwendig wäre. Michelina ist erst sechsundzwanzig Jahre alt, hat ein feines, sanftes Gesicht mit schwarzen Augen und weißer Haut. Sie ist nur mit einem schwarzen, langen Hemdrock bekleidet; es ist ja warm in Palermo im Hochsommer, und ihre üppigen Schultern leuchten milchig weiß. Sie wäre eigentlich recht schön, wenn sie nicht schon alle Zähne verloren hätte. Aber das merkt man nur, wenn sie lacht, und es kommt so selten vor, daß sie lacht.

Die Turchetta blickt sie weiter an, sanft und verträumt. Mein Gott, so ein Kind ist sie noch, erst neunzehn Jahre! Ist es möglich, daß sie nicht mehr zurückfinden kann ins gesunde Leben. Ich muß mit ihr sprechen.

„Schau, Turchetta, sechstausend Lire im Monat, die du als Dienstmädchen verdienen könntest, das ist gar nicht so wenig; du bekommst ja auch das Essen und eine Schlafstelle, so daß dir fast das ganze Geld bleibt. In zwei Jahren kannst du schon eine hübsche Mitgift beisammen haben, dann heiratest du und hast Kinder.“

„Ich kann keine Kinder haben; ich bin zu schmal gebaut; infantil, hat der Arzt gesagt.“

Ja, so sind sie fast alle, aus irgendeinem Grund zur Unfruchtbarkeit verdammt. Ihr Körper ist gezeichnet. Die meisten sind aber auch in der Seele „infantil“ gebaut.“

„Und dann, es geht nicht; er braucht ja Geld. Was kann ein Mann anfangen mit sechstausend Lire im Monat.“

„Du mußt dich eben von ihm trennen.“

„Und zu wem soll ich dann? Ich habe ja außer ihm nur meine Leute im Dorfe, und die bringen mich um.“

Unsagbar jung und hilfebedürftig sieht sie aus. Vielleicht braucht sie bloß jemanden, der sie führt, dann findet sie sich schon zurecht. Sie sollte nur von hier weit weggehen. Eigentlich ist mein Haus in Wien recht groß, es wäre auch Platz für sie und ...

Auf einmal fängt sie wieder zu sprechen an. „Michelina“, sagt sie, „du solltest auch zu uns kommen, du würdest viel verdienen.“

„Bedda Madre! Heilige Mutter!“ Michelina ist eine echte sizilianische Bäuerin, keusch bis in ihre tiefste Seele, und richtiges Entsetzen blickt aus ihren Augen. Nun, für mich war es auch ein Schlag, mitten in meine Bekehrungsträume!

Aber schon ist die Turchetta aufgesprungen. „Er hat gepffiffen, er ist unten!“ Sie klettert auf das hohe Fenster, sie klammert sich an die Eisengitter, aber die Jalousien versperrten ihr die Sicht. Es gibt zwar einen Spalt, aber sie streckt sich umsonst, ihn zu erreichen; sie ist zu klein. Da sehe ich ein dickes, schwarzes Buch, das auf einem Tische liegt; ich stelle es auf das Fensterbrett. Sie steigt darauf und kann endlich auf die Straße sehen. Dann spricht sie, wartet auf Antwort, spricht wieder. So mütterlich ist plötzlich ihre Stimme. Ja, sie wird bald frei sein; er soll sich keine Sorgen machen, er soll es sich gut gehen lassen und auf keinen Fall sparen. Er sieht blaß aus. Warum? Hat er genug gegessen? ...

Endlich springt sie vom Fenster herunter. Ihre Augen leuchten, und es ist die ewige Flamme, es ist die Liebe.

Das Buch ist zu Boden gefallen, ich hebe es auf. Es ist jenes Buch, in dem es heißt: „Viele Sünden werden ihr vergeben, weil sie viel geliebt hat.“

Es ist vier Uhr nachmittags, wir waren eine Stunde „an der Luft“; jetzt wird das eiserne Tor hinter uns geschlossen und bleibt geschlossen bis

morgen um sieben Uhr früh. Ich glaube, nur der Untergang der Welt könnte es vor dieser Zeit öffnen.

Michelina wäscht einmal mehr den Fußboden, bringt mein Bett und meinen Nachttisch in Ordnung und setzt sich dann zu mir. Draußen ist noch Tag, aber bei uns, die wir im Schatten der schweren Jalousien leben, dunkelt es schon; das Licht in der Mitte des Zimmers, das nie ausgelöscht wird, nimmt schon an Kraft zu. Für uns ist es schon die Dämmerstunde, die Dante „l'ora che volge al desio“ nennt, die Stunde der Sehnsucht. Michelinas ewig fleißige Hände sind endlich untätig, sie hockt am Fußende meines Bettes und blickt mit leeren Augen um sich. Sehr groß, mit seinen neun leeren Betten, erscheint das Zimmer in diesem Licht.

„Wir schliefen immer zu sieben hier“, sagt sie, „dann hat es gestern früh geheißt: Die Frau d'Arle ist verhaftet worden, die Journalistin, die voriges Jahr mit Giuliano sprechen wollte, und dann mußten alle den Krankensaal verlassen, damit du es gemütlich hast. Nur mich haben sie gelassen, um dir Gesellschaft zu leisten. Und jetzt sind wir allein, und heute nacht bin ich vor Angst fast gestorben.“

„So eine berühmte Banditenfrau wie du! Wovor hast du Angst?“

„Es kommen so seltsame Gedanken in der Nacht“, sagt sie leise.

Auf der Straße — das Gefängnis liegt in einem sehr belebten Stadtviertel — ertönt Kinderlachen. Sie klettert sofort auf das Fenster, aber auch sie ist zu klein, um durch die Spalten zu sehen; und sie traut sich nicht, das Heilige Buch als Stütze für ihre Füße zu nehmen. So muß ich an ihrer Stelle hinaufklettern und ihr genau erzählen, wie alt die Kinder dort unten sind, wie sie aussehen, wie sie angezogen sind. Denn ich bin 1,75 groß und vielleicht die einzige im Gefängnis, die auf die Straße sehen kann — gerade ich, die Fremde, die niemanden hat, der unten auf sie wartet.

„Es sind ein Bub und ein Mädels, sie spielen zusammen. Der Bub ist schwarzhaarig, ungefähr acht Jahre alt, das Mädels...“

Ich spreche nicht weiter, denn sie hat sich auf mein Bett geworfen und weint aus tiefstem Herzen.

„Meine Picciottelli, meine Kinder.“ Sie hat drei Kinder, drei, sechs, acht Jahre alt, die sie seit Monaten nicht mehr gesehen hat, seit sie im Gefängnis sitzt.

„Warum bist du eigentlich hier, Michelina?“

Sie erzählt mir ihre Geschichte. Vor zehn Jahren, als sie sechzehn war, hat sie L'Abbruzzo geheiratet, der damals nur ein Kleinbauer wie viele andere war, sparsam, fleißig, häuslich. „Bei der Santuzza, ich kann es schwören, er war nicht böse. Dann aber hat er jene Frau kennengelernt.“ Eine Frau von vierzig Jahren mit blonden Haaren, üppig, mit grauen, kalten Augen, eine Frau, die immer Geld braucht. Und durch sie und für sie wird der Kleinbauer zum großen Bandenführer L'Abbruzzo, mit dessen Männern sogar Giuliano verhandeln muß, bis sie sich einigen und das „Arbeitsfeld“ teilen. Denn L'Abbruzzo will nicht bei Giuliano unterkommen, er bleibt bis zu seinem letzten Tag selbständiger Chef einer großen Bande.

L'Abbruzzo ist übrigens ganz anders geartet als Giuliano, der nur die Reichen beraubte und der nur Karabinieri tötete oder Männer, die er für Verräter hielt. Bis zu seinem letzten Tag war Giuliano bemüht, den ungeschriebenen sizilianischen Ehrenkodex nicht zu verletzen: seine Bande und er haben nie eine Frau belästigt und nie einen Bauern beraubt. Ich habe selbst in Carini, einem Dorf bei Montelepre, längere Zeit gelebt, bin durch die Berge gewandert und weiß ganz genau, daß die Bevölkerung sich vor ihm nicht fürchtete. L'Abbruzzo aber wurde der Schrecken von Partenico genannt; er raubte, was er des Raubens wert fand: die einzige Kuh des Kleinbauern, die Ziege des Hirtenjungen, die ersparte Lira unter dem Polster der alten Frau.

Er hatte bald viel Geld beisammen, doch mußte Michelina mit den drei Kin-

dern tiefste Not leiden; es war, als sei er nicht in Sizilien geboren, wo die Anhänglichkeit zur Familie immer groß ist, auch bei den Banditen. Sein ganzes Geld gehörte der anderen Frau.

„Ich bin Waise und habe keine Verwandten, so war niemand da, der mir helfen konnte. Oft weinten die Kinder vor Hunger; ich ließ sie dann bei einer Nachbarin und ging zu ihm in die Berge. Er wollte mich aber nicht sehen, er schlug auf mich ein. So habe ich auch meine Zähne verloren, weil er mich immer so hart geschlagen hat mit seiner Faust.“

Giuliano hat sich sechs Jahre lang gehalten, weil er Sizilianer blieb, durch und durch, trotz der Verbrechen, die er beging, L'Abbruzzo aber, der seine Frau schlug, seine Kinder hungern ließ, der die Bauern beraubte, um das Geld einer Geliebten zu schenken, L'Abbruzzo fand bald seinen Richter. Er wurde in den Bergen tot aufgefunden, und es war nicht die Polizei, die ihn zur Strecke gebracht hatte.

„Da sagte mir das ganze Dorf: Geh hin zu der Frau, sie hat Geld, sie hat Millionen Lire versteckt. Geh zu ihr; sie soll dir etwas geben, sonst verhungern dir die Kinder. So ging ich zu ihr, und sie lachte mich aus. Und dann ging sie zur Polizei und machte die Anzeige gegen mich, wegen versuchter Erpressung. Die Karabinieri, die mich verhafteten, hatten Mitleid mit mir und sagten mir, ich sollte alles leugnen; aber das konnte ich nicht verstehen, ich werde es nie verstehen können. Was soll ich denn leugnen? Es ist doch wahr, daß ich Geld von ihr wollte; es war doch das Geld meines Mannes, es gehörte doch meinen Kindern. Ich tat nichts Unrechtes, meine Kinder haben doch Hunger gehabt, und es war ihr Geld.“

Vor dem Gericht aber hat sie gesagt, daß sie mit meinem Mann nur flüchtig bekannt gewesen sei und daß sie nie eine Lira von ihm bekommen habe. Alle wissen, daß er ihr Millionen geschenkt hat, aber niemand kann ihr etwas beweisen. So, und jetzt sitze ich hier und warte auf den Prozeß. Alle wissen, daß ich unschuldig bin, und doch kann mir niemand helfen. Und die Kinder sind im Waisenhaus... meine Picciottelli... meine Picciottelli!“

Sie schlägt sich an die Brust, so hart, so verzweifelt, daß ich sie gewaltsam zurückhalten muß. „Hör zu, Michelina, sobald ich frei bin, gehe ich zu Dr. Monaldesco, Giulianos Rechtsanwalt. Er wird deine Verteidigung übernehmen, er wird dich bald frei bekommen.“

Sie hat meine Hände ergriffen und will sie küssen.

Es ist Nacht geworden. Die Lampe in der Mitte des Zimmers brennt fahl, und gespenstisch weiß leuchten die leeren Betten.

„Es wird alles wieder werden, Michelina. Du wirst bestimmt freigesprochen, dann nimmst du wieder die Kinder zu dir, legst deine Trauerkleider ab und... vielleicht heiratest du einmal wieder.“

„Das geht doch nicht! Ich muß mindestens sieben Jahre Trauer um ihn tragen. Er war doch mein Mann. Und wie könnte ich einen anderen heiraten, wenn ich nur ihn in meinem Herzen trage?“

#### Achtunddreißig Jahre im Gefängnis

„Die ehrwürdige Mutter wird bald herkommen, sie möchte gern mit Ihnen sprechen“, sagt die Wärterin zu mir und blickt sich um, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Nun, dafür sorgt meine fleißige Michelina, die jetzt unten in der Schule sitzt und ihre Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen vermehrt.

Nur das eine dürfte nicht in Ordnung sein, daß ich bloß mit einem dünnen Hemd bekleidet bin. So ziehe ich rasch mein Kleid an. Die Wärterin kommt wieder ins Zimmer und trägt einen

Turchetta sieht wie eine kleine Türkin aus mit ihren schrägen, fast mongolischen Augen. Ihre Zähne sind schneeweiß, klein und spitz wie bei jungen Raubtieren, ihre Haut hat einen leichten Stich ins Gelbe.

Stuhl, den sie neben mein Bett stellt, denn wir haben hier nur niedrige Schemel.

„Wer ist eigentlich die ehrwürdige Mutter?“

„Sie ist die Oberin der Schwestern; sie entscheidet über alle internen Angelegenheiten, sie ist sozusagen die Direktorin des Gefängnisses.“

Sie ist schon an der Tür und kommt freundlich lächelnd näher. Sobald ich sie erblicke, muß ich an die Mona Lisa Leonardos denken, an eine schon reife, schon an der Schwelle des Alters angegangene Gioconda, aber immer noch schön, mit weichen, ruhigen Händen und fernem, unergründlichem Lächeln.

Sie setzt sich zu mir und blickt mich eine Zeitlang mit ihren tiefen, ruhigen Augen an. Dann fragt sie mich: „Wie kommen Sie eigentlich zu uns, Frau d'Arle? Voriges Jahr haben die Zeitungen viel von Ihnen, im Zusammenhang mit Giuliano, geschrieben; dann war es wieder still um Sie. Und jetzt sitzen Sie bei uns ziemlich fest, wie es scheint. Wieso denn?“

„Ja, wieso bin ich eigentlich hier? Vor einem Monat habe ich die italienische Grenze am Brenner überschritten, wanderte dann gemächlich durch Italien — Mailand, Rom, Neapel, Capri, Amalfi, Ravello —, um endlich in Palermo zu landen. Hier wurde ich sofort zum Kommissär der Fremdenpolizei gebeten und höflich ersucht, zu sagen, wo und wann ich mein Rendezvous mit Giuliano habe. Darauf wußte ich keine Antwort. Wir wissen, daß Sie sich mit einem aus seiner Bande und später mit ihm treffen wollten! Ich war schon das Jahr vorher in Sizilien gewesen und hatte die Kunst des Schweigens gelernt. Ich schwieg.“

Wir werden heute mit Rom telefonieren, um Anweisungen in Ihrer Angelegenheit einzuholen. Leider dürfen wir Sie nicht früher freilassen, bis die

Antwort kommt, hauptsächlich in Ihrem Interesse.“

So, ehrwürdige Mutter, das ist die ganze Geschichte.“

Sie lächelt fein. „Oder vielleicht nur ungefähr die ganze Geschichte.“

Ich schweige.

Von der Straße kommen Kinderstimmen, aus der Welt draußen, wo die Sonne leuchtet.

„Frau Oberin, warum dürfen die Gefangenen keinen Augenblick ins Freie? Die Terrasse ist doch mit Mattscheiben versehen, dort ist die Luft erstickender als in den Zimmern.“

„Das Gefängnis liegt mitten in der Stadt; man würde aus den Nachbarhäusern die Gefangenen sehen, wenn wir die Scheiben entfernen.“

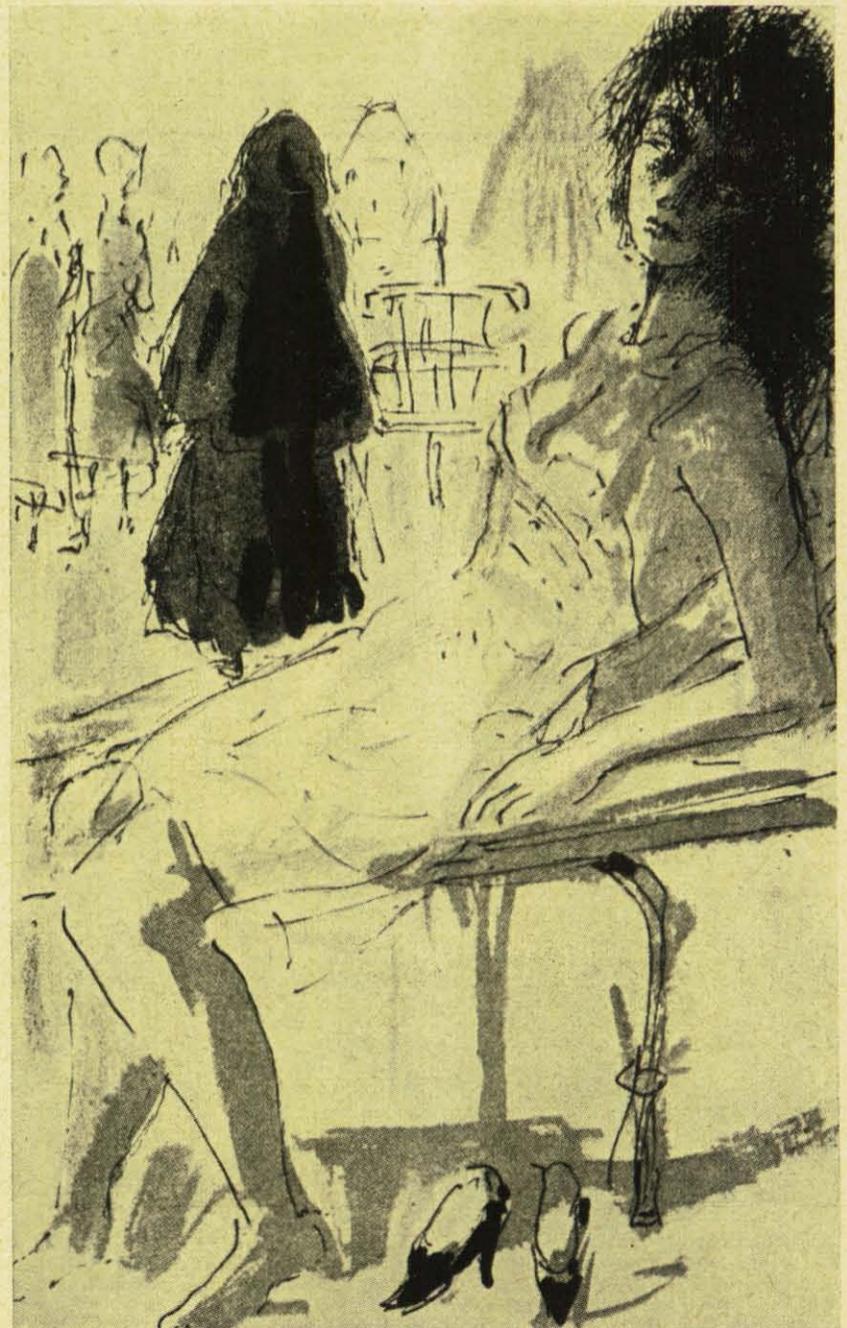
„Aber im Hof würde sie niemand sehen.“

„Der Hof gehört nicht nur uns, sondern auch dem Waisenhaus, und es ist nicht gut, wenn die Kinder mit den Gefangenen in Berührung kommen.“

Sie ist eine sehr große Dame mit einer kultivierten, fein nuancierten Stimme, und der Ton ihrer letzten Worte sagt mir freundlich, aber bestimmt, daß ihr dieses Gespräch nicht erwünscht ist. Ich lasse aber nicht locker, denn die Sache quält mich, hat mich seit dem ersten Tag gequält.

„Man könnte die Gefangenen hinterlassen, wenn die Kinder in der Schule sitzen und nicht an die Fenster kommen können. Obwohl die Frauen kein so schrecklicher oder verderblicher Anblick sind.“

Eine feine Röte bedeckt ihre Wangen, ihr Mund hat, kaum merkbar, einen harten Zug bekommen. „Selbstverständlich haben wir daran gedacht, an diese und an andere Lösungen. Es geht aber nicht; die unteren Fenster sind nicht vergittert, die Gefangenen könnten leicht entkommen.“ (Fortsetzung folgt)

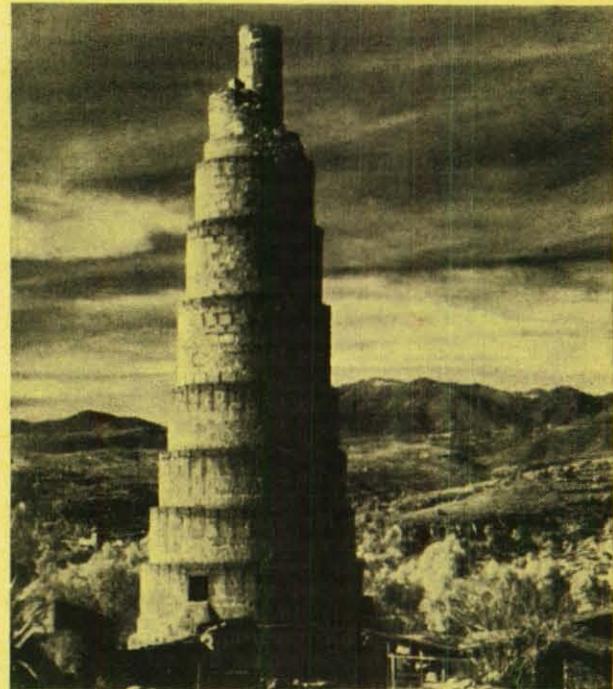


# Große

## Nationalbewußte



◀ **Blick über Mexiko City!** Im Vordergrund die Capilla del Pocito (Kapelle mit dem Brunnen), die 1777 errichtet wurde. Dahinter liegt das Elendsviertel. Im übrigen gewinnt die Stadt jeden Besucher durch ihre breiten Straßen, Parkanlagen und prächtigen Bauten.



**In Los Remedios**, etwa 14 Meilen von der Stadt entfernt, gibt es diesen alten Wasserturm, den noch Cortez-Soldaten erbauten. Er birgt ein Bildnis der Mutter Gottes aus der Spanierzeit, das bei Dürre-Perioden in Prozessionen durch das Land getragen wird.



**Die Ähnlichkeit ist unverkennbar**, und dennoch trennen diese beiden Mexikaner Jahrtausende. Der eine: ein Bürger unserer Tage, der andere, in Stein gemeißelt, gehört einem längst vergangenen Zeitalter an. Allein sechs sehr bedeutsame Kulturepochen hat es in Mexiko seit 1500 v. Chr. bis zur Inbesitznahme durch die Spanier unter Hernando Cortez im Jahre 1519 gegeben.



**Schon während der Schulzeit** beginnt in Mexiko der Militärdienst. Wie hier, auf dem Hofe des Gymnasiums der Avenida Chapultepec, müssen die Schüler — in Uniform — nicht nur musizieren, sondern auch im Gleichschritt marschieren und Geländeübungen machen. Im übrigen ist der Lerneifer in allen Bevölkerungsschichten groß. Davon zeugen vor allem auch die Abendschulen, die fast durchweg überfüllt sind, bieten sich hier doch gute Möglichkeiten zur Weiterbildung jeder Art.

# Liebe zur eigenen Stadt

## junge Mexikaner bauen an einer neuen Zukunft

**B**auschutt knirscht unter den Füßen. Baustaub flirrt in der Luft. In Mexiko, der Stätte der ältesten und höchst entwickeltesten Kulturen der westlichen Hemisphäre, wird gebaut, viel um- und neugebaut. Alte Paläste verschwinden. Sie entstanden unter dem Einfluß der französischen Tradition im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Und es verschwinden auch die überladenen Barock- und Kuppelbauten der spanischen Kolonialzeit. Dafür schießen ganz moderne, zweckmäßige und schlichte Bauten aus der Erde. Schön und sachlich sind sie in Form und in Linienführung. Dazu auch international, wie alle neuen Bauten in den Vereinigten Staaten, Italien, Frankreich oder sonstwo auf unserer Erde. Ob die modernen Bauten mit Hilfe ebenso moderner Maschinen entstehen? Kaum! Es gibt keine Dampfschaukeln und keine Hebekräne. So wie vor tausend Jahren schon schleppen die Eingeborenen die Bausteine in Körben heran. Und in ihrer Mittagspause kochen sie auf offenem Feuer ihre Bohnensuppe, wozu sie Tortillas essen, mit Fleisch gefüllte Maiskuchen. — Mexiko City liegt gerade unterhalb des 20. Breitengrades, in der gleichen Höhe wie die Wüsten Saudi-Arabiens und die dampfenden Reisfelder Indo-Chinas. Aber seiner Höhenlage wegen (2400 Meter), kommt das Klima einem ewigen Frühling gleich, der nur durch die viermonatige Regenzeit unterbrochen wird. Hohe Berge, der schneebedeckte Popocatepetl und der steile Iztaccihuatl, einst aktive Vulkane, schließen die Stadt ein. Und vulkanisch ist auch der Boden, auf dem sie steht. Früher war er durch einen

großen See ausgefüllt. Wasser hat das Gestein gelockert, so daß es schweren Hochhäusern keine rechte Basis mehr bietet. Viele Gebäude sinken ab, Risse entstehen, und die Architekten haben schlaflose Nächte. Neuerdings hat man einen Ausweg gefunden. Mächtige Betonblöcke werden in den Grund gegossen und darauf dann erst der neue Bau errichtet. Die Gefahr des Absinkens ist damit kaum mehr gegeben. — Und vor den Toren der Stadt, in den Vororten, entstehen Fabriken, Fabriken aller Arten und Gattungen. Besonders sind es amerikanische Konzerne, die hier ihre Filialen aufbauen. Alle diese Unternehmungen arbeiten mit voller Belegschaft und können nicht Schritt halten mit den einlaufenden Bestellungen. Die mexikanische Regierung begrüßt die Gründung ausländischer Firmen, legt aber großen Wert darauf, daß 51 Prozent der Aktien in mexikanischen Händen bleiben. In den letzten Jahren hat sich der Umsatz der Industrie um 25 Prozent gesteigert. Was bewirkt, daß auch in Mexiko, das bisher nur Arme und Reiche kannte, nach und nach ein Mittelstand heranwächst. Für ihn, der sehr lern- und wißbegierig ist, baut die Regierung nicht nur billige Wohnungen, sondern auch Kindergärten, Schulen und eine große Universität, die den unverbrüchlichen Aufstiegswillen einer Nation, die im Kommen ist, sichtbar verdeutlicht.

**In einen Schal gehüllt**, auf dem Rücken oder leicht seitlich, tragen die Mexikanerinnen ihre Babys ständig mit sich herum, ohne dadurch bei ihrer täglichen Beschäftigung gestört zu werden. Die Liebe zum Kinde ist in Mexiko sprichwörtlich.

**Das gibt's in Mexiko:** Du bekommst Herzklopfen, wenn du es unternimmst, die Treppen hinaufzulaufen oder rasch zu gehen. Das macht die dünne Luft, die du noch nicht gewöhnt bist. Du erlebst es, daß dort acht Monate lang kein Tropfen Regen fällt, doch wird es nie zu heiß und die Nächte sind angenehm kühl. Du triffst mit indianischen Ureinwohnern zusammen, die trotz ihres Bekenntnisses zur katholischen Kirche noch viele heidnische Gebräuche beibehalten haben. So bunt geht's nun einmal zu in Mexiko!



**Die elegante Welt** trifft sich in den großen Luxushotels, wozu das El Prado gehört. Dort veranstaltet das Diplomatische Corps seine Empfänge, auch wichtige Kongresse finden nur dort statt. Die Preise sind in allen diesen Hotels sehr hoch.



**Ohne einen Schuhhändler** gibt es keinen Markt in Mexiko. Er gehört nun mal zu dem bunten Marktgetriebe, das jeden Touristen begeistert. Neben Gemüse und Früchten werden auch Töpferwaren, Strohgeflechte und Teppiche feilgeboten.

# Ein TRAUM Zerbruch

Copyright by Hans E. Günther-Verlag,  
Pressrechte durch Prometheus-Verlag

## 1. Fortsetzung

Wir durchquerten diesen Garten und schlugen einen kleinen Pfad ein, der mitten durchs Gehölz führte. Feucht und kalt war es zwischen den Bäumen, und auf der hellen Rinde der jungen Silberbirken spielte das Sonnenlicht. Die Bäume lichteteten sich, und dann standen wir plötzlich am Rand des Flugplatzes. Der Himmel war kristallklar, und kleine Kumuluswolken zogen über das helle Blau dahin. Hell gleißte die Sonne auf dem kreideweißen Kreuz eines Markierungspunktes. Weit in der Ferne, jenseits des riesigen Flugplatzrunds, ragte eine mit herbstlich-bräunlicher Vegetation und Gras bewachsene Bergkette auf. Der Flugplatz mußte schon seit Jahren nicht mehr benutzt worden sein, das sah man an den geborstenen Betonstreifen der Rollfelder, in deren Ritzen sich Unkraut angesät hatte, an den halbverfallenen Gebäuden und dem in Ackerfeld verwandelten Gelände zwischen den Rollbahnen. Nur der fünfzig Meter zu unserer Rechten gelegene Hangar schien noch heil und intakt.

„Wie heißt denn dieser Flugplatz eigentlich?“ fragte ich.

„Membury.“

„Und was machen Sie hier ganz allein auf sich gestellt?“

Er gab mir keine Antwort, und schweigend gingen wir weiter. Nachdem wir um die Ecke des Hangars herumgekommen waren, gingen wir auf die mittlere der Haupttüren zu. Saeton zog einen Schlüsselbund hervor und schloß die kleine Tür auf, durch die ich mir vergangene Nacht Zugang verschafft hatte. Der muffige Öl- und Zementgeruch und die unbehagliche Kälte, die drinnen herrschten, waren mir wohlvertraut. Beide Innenmotoren der Maschine fehlten, und sie machte den Eindruck, als grinse sie uns mit zahnlosem Mund an. Saeton drückte die Tür fest zu, bis das Schloß schnappte, und führte mich dann an die Hinterwand des Hangars, deren ganze Breite eine Werkbank einnahm. „Setzen Sie sich“, sagte er und wies auf einen Hocker, angelte mit dem Fuß einen zweiten heran, setzte sich mir gegenüber und blickte mir in die Augen. „Also denn...“ Er zog meine Brieftasche hervor und breitete den Inhalt auf dem öligen Holz der Werkbank aus. „Sie heißen Neil Leyden Fraser und sind Flugzeugführer. Stimmt?“

Ich nickte.

Er nahm meinen Paß zur Hand. „Geboren 1915 in Stirling, 1,75 m groß, braune Augen, braunes Haar. Das Paßbild sieht recht schmeichelhaft aus, verglichen mit dem Anblick, den Sie augenblicklich bieten.“ Er durchblätterte die Seiten. „Kanal x-mal in beiden Richtungen überflogen.“ Mit einem Ruck hob er den Kopf und blickte mir in die Augen. „Haben Sie viele Maschinen aus England hinausgeflogen?“

Ich zögerte, doch warum sollte ich es verschweigen? „Drei“, gestand ich. „Soso, drei.“ Er ließ mich immer noch nicht aus den Augen. „Und warum haben Sie sich in dies einiger-

## So fing es an:

**Ein Mann wird gehetzt. Er heißt Neil Fraser. Im Auftrage einer fremden Macht hat er Flugzeuge aus England hinausgeflogen. Darum ist Polizei hinter ihm her. Und er flieht, schlägt sich durch Wälder und Büsche. Seit Tagen. Er hat nichts gegessen, und Blut sickert aus einer Stirnwunde. Da ist ein Flugplatz. Er scheint verlassen. Fraser dringt in einen Hangar ein und fängt Fetzen eines Gesprächs auf, das zwischen einem stiernackigen Mann und einer Frau geführt wird. Er verrät sich durch eine ungeschickte Bewegung, stürzt davon, wird verfolgt und gestellt. Es kommt zu einem Ringkampf, Fraser unterliegt und erwacht am nächsten Morgen in einem vergitterten Raum. Verzweiflung erfaßt ihn. Er brüllt. Der Stiernackige erscheint, behandelt ihn freundlich und frühstückt mit ihm. Danach gehen beide Männer zum Hangar hinüber und durchqueren dabei ein Gelände, das einmal ein Garten gewesen ist.**

maßen gefährliche Unternehmen eingelassen!“

„Hören Sie“, sagte ich, „wenn Sie mich ins Kreuzverhör nehmen wollen, dann übergeben Sie mich lieber der Polizei. Warum haben Sie das überhaupt noch nicht getan? Würden Sie mir das wohl verraten?“

„Nein. Das heißt, gleich... Aber ehe Sie mir nicht meine Frage beantworten, kann ich mich nicht entscheiden, ob ich Sie ausliefern soll oder nicht.“ Er lehnte sich vor und legte mir die Hand aufs Knie. „Kommen Sie, erzählen Sie mir alles. Ich bin der einzige Mensch außer den Organisatoren Ihrer kleinen Unternehmung, der weiß, daß Sie jener geheimnisvolle Pilot sind, der sich ‚Callahan‘ nennt. Habe ich recht?“

Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte und nickte nur.

„Also gut. Sie sehen also, daß ich Sie entweder anzeigen, oder aber den Mund halten kann. Deshalb werden Sie mir wohl das Recht zuerkennen, mich ein wenig wie ein Untersuchungsrichter zu benehmen. Sagen Sie mir also schon, wie kommen Sie dazu, sich in solche Sachen einzulassen?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Wie kommt man schon dazu, sich in eine illegale Sache einzulassen? Ich hatte keine Ahnung, daß sie illegal war. Jedenfalls zuerst nicht, denn ich wurde als Privatpilot für den Chef einer großen britischen Exportfirma angestellt. Seine Geschäfte führten ihn durch ganz Westeuropa und in den Mittelmeerraum. Er war Jude. Dann bekam ich den Auftrag, ein anderes Flugzeug ins Ausland zu fliegen. Wie man mir sagte, sollte es in ein Land exportiert werden, in dem Briten zu der Zeit nicht besonders gern gesehen waren, und so schlug man mir vor, auf diesem Flug unter einem angenommenen, mehr international klingenden Namen zu fliegen. Ich erklärte mich einverstanden, und als ich in Paris ankam, händigte man mir einen Paß auf den Namen ‚Callahan‘ aus.“

„War es eine französische Maschine?“

„Ja. Ich flog sie nach Haifa.“

„Aber wie kamen Sie überhaupt dazu, bei diesen Leuten einzusteigen?“

„Ja, warum wohl?“ fragte ich bissig.

„Sie wissen doch, wie es kurz nach dem Krieg für unsereinen aussah. Hunderte von stellunglosen Piloten liefen auf einmal in England herum und suchten Arbeit. Als Oberstleutnant mußte

ich meinen Dienst bei der RAF quittieren und ging zu meiner alten Firma, bei der ich vor dem Kriege gearbeitet hatte, einer Schiffswerft am Clyde. Sie hatten die Stirn, mir eine Gehaltsaufbesserung von zwei Pfund anzubieten — sechs Pfund und zehn Schilling sollte ich in der Woche verdienen. Stolz wie ich war, pfiff ich drauf und ging. Und als mir der Posten als Privatpilot angeboten wurde, war ich geadesogut wie pleite — alle Ersparnisse waren aufgebraucht. Kein Wunder, daß ich mit beiden Händen zugegriffen habe. Das hätten Sie auch getan, genau wie jeder andere Flieger, der den Himmel fast ein ganzes Jahr lang nur von unten besehen hat.“

Langsam nickte er mit dem Kopf. „So ähnlich hatte ich es mir auch vorgestellt. Sind Sie verheiratet?“

„Nein.“

„Verlobt?“

„Nein.“

„Haben Sie noch nähere Verwandte, die auf die Idee kommen könnten, Nachforschungen nach Neil Fraser anzustellen, wenn er für eine Weile verschwände?“

„Das glaube ich nicht“, antwortete ich. „Meine Mutter ist tot. Mein Vater hat wieder geheiratet, und wir haben so gut wie keine Verbindung miteinander. Warum?“

„Und wie steht es mit Ihren Freunden?“

„Die sind es gewohnt, daß ich nur hin und wieder bei ihnen auftauche. Aber worauf wollen Sie eigentlich hinaus?“

Er wandte sich der Werkbank zu und startete auf den Inhalt meiner Brieftasche, gerade so, als ringe er mit sich. Schließlich nahm er eins von den verblaßten und mit Eselsohren versehenen Photos in die Hand, die ich darin aufbewahrte: „Dies hier interessiert mich“, sagte er. „Um ehrlich zu sein, war dies der Grund, weshalb ich die Polizei gestern Abend nicht gleich angerufen habe und leugnete, irgend etwas von Ihnen gesehen zu haben, als sie heute morgen hier waren. Ein Bild von Ihnen mit einer Air-Force-Helferin. Auf der Rückseite steht: September 1940: June und ich vor unserem Adlernest nach dem Blitzangriff und zwei Flaschen Gin, mit denen wir uns vom Schrecken erholten.“ Er reichte mir das Bild, und zum erstenmal, seit ich mit ihm zusammen war, zwinkerte er verschmitzt mit den

Hammond Innes, ein moderner Jack London, schrieb für die ZB diesen erregenden Roman um Fliegerglück und wilde Leidenschaft

Augen. „Na, Sie sehen ganz schön beschwipst aus auf dem Bild, Sie beide.“

„Ja“, sagte ich. „Wir waren vollkommen blau. Die ganze Geschichte flog in die Luft, und wir konnten von Glück sagen, daß wir mit dem Leben davongekommen waren.“

„Das kann ich mir vorstellen. Übrigens sind es die Ruinen, die meine Aufmerksamkeit auf sich lenken, Ihr ‚Adlernest‘ war ein Reparatur-Hangar nicht wahr?“

„Ja. Die Reparaturabteilung des Flughafens Kenley. Toller Tagestiefangriff... die Deutschen ließen so gut wie keinen Stein auf dem anderen. Warum fragen Sie?“

„Weil ich mir dachte, wenn Sie 1940 einen Reparatur-Hangar als Ihr Adlernest bezeichneten, würden Sie vielleicht etwas von Flugzeugmotoren und Motorenbau.“

Ich erwiderte nichts darauf, und nachdem er mich eine Weile erwartungsvoll angesehen hatte, polterte er ungeduldig los: „Nun, wie ist es, verstehen Sie etwas davon oder nicht?“

„Ja, ich verstehe etwas davon.“

„Praktisch oder nur theoretisch? Mit anderen Worten: Wenn man Ihnen eine Werkbeschreibung und die nötigen Werkzeuge in die Hand gibt — können Sie dann einen Motor bauen?“

„Worauf wollen Sie hinaus?“ fragte ich. „Was wollen Sie...“

„Beantworten Sie doch meine Fragen, zum Donnerwetter! Können Sie mit einer Drehbank arbeiten, verstehen Sie was vom Fräsen, Bohren, Gewindeschneiden und Schleifen?“

„Ja.“ Und dann fügte ich hinzu. „Von Düsenmotoren verstehe ich nicht sehr viel, aber ich kenne mich so gut wie in allen Typen von Kolbenmotoren aus.“

„Soso. Und Pilot sind Sie?“

„Ja.“

„Wann sind Sie Pilot geworden?“

„1945. Kurz nachdem ich aus deutscher Gefangenschaft geflohen war.“

„Warum?“

„Das weiß ich nicht. Ich wollte mal was anderes machen, nehme ich an. Vierundvierzig wurde ich nämlich als Ingenieur zum Bodenpersonal eines Bombergeschwaders versetzt, und da fing ich an, das Fliegen zu lernen. Dann wurden wir abgeschossen. Im Frühjahr 1945 gelang es mir, zu fliehen, und ich hatte noch genug Ahnung vom Fliegen, daß ich es wagte, eine deutsche Maschine zu klauen, mit der ich dann per Bauchlandung auf einem britischen Flugplatz ankam. Kurz darauf bekam ich meine Pilotenschwingen.“

Wie unbeteiligt nickte er, als habe er gar nicht zugehört. Er hatte sich auf seinem Bock leicht herumgedreht und starrte mit düsterer Miene auf den glänzenden Rumpf der Tudor. In seinen Augen brach sich ein Sonnenstrahl, so daß sie von einem inneren Feuer zu glühen schienen. Dann wandte er den Blick mir wieder zu. „Sie sitzen ziemlich in der Klemme.“ Er sagte es nicht unfreundlich, es klang vielmehr wie eine sachliche Feststellung. „Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sehen Sie den Motor dort drüben?“

Ich drehte mich um. Der Motor stand aufgebockt da. „Der ist fertig... vollständig mit der Hand gebaut, und zwar

zum größten Teil hier in diesem Hangar. Aber das ist nur einer, und ich brauche noch einen zweiten davon, ehe ich mit diesem alten Kahn hier starten kann.“ Damit machte er eine Kopfbewegung zur Tudor. „Am 25. Januar soll sie in der Berliner Luftbrücke mitfliegen... Brennstofftransport. Die Tanks haben wir schon eingebaut. Wir brauchen nur noch den zweiten Motor. Damit haben wir zwar schon angefangen, aber wir stehen trotzdem schrecklich unter Zeitdruck. Für den ersten da haben wir volle sechs Monate gebraucht, und jetzt wird Carter, der ihn für mich gebaut hat, ungeduldig. Ich selbst bin nur Flugzeugführer und habe vom Motorenbau keine Ahnung. Wenn er mich nun im Stich läßt, womit er mir täglich droht, kann ich einpacken — es sei denn, ich finde jemand, der für ihn einspringt.“ Aus schmalen Augen heraus blickte er mich durchdringend an. „Nun, wie ist es? Könnten Sie, wenn's nötig sein sollte, ganz allein einen zweiten Motor bauen?“

„Daß weiß ich nicht“, sagte ich. „Ich habe ihn mir noch nicht angesehen und weiß nicht, was für Werkzeuge Sie haben.“ Mein Blick fuhr über die Werkbank, die Drehbänke, die verschiedenen Kästen mit den Gewindeschneideisen, die Drehwerkzeuge, die Einspannvorrichtungen und die Schweißapparate. „Ich denke, es müßte möglich sein“, fügte ich dann hinzu.

„Gut.“ Er stand auf, als ob es eine abgemachte Sache wäre und trat an den schon fertigen Motor heran. Schweigend starrte er ihn eine Weile an, doch dann riß er sich mit einer ruckartigen, ungeduldigen Drehung der Schultern davon los, als müsse er etwas abschütteln, was ihm ständig im Nacken saß. „Bezahlung kann ich Ihnen leider nicht anbieten. Freie Kost und Station, Bier, Zigaretten und alles unbedingt Nötige. Sie arbeiten hier, bis das Ding fertig ist. Danach... nun, das wird sich finden. Wenn alles klappt, wie wir es erwarten, können Sie einen festen Job bei mir bekommen, wenn Sie wollen.“

„Sie scheinen es für völlig selbstverständlich anzunehmen, daß ich zu allem ja sage.“

„Natürlich tue ich das“, sagte er und drehte sich auf den Hacken nach mir um. „Es bleibt Ihnen ja gar keine andere Wahl.“

„Hören Sie... was ist das für ein zweifelhaftes Unternehmen, das Sie hier betreiben?“ fragte ich. „Ich habe keine Lust, noch tiefer in die Tinte zu geraten, als ich es ohnehin schon bin.“

„Es ist kein zweifelhaftes Unternehmen“, polterte er los. „Meine Firma ist völlig legal und heißt Saeton Aircraft Ltd. Diesen Hangar habe ich vom Luftfahrtministerium gemietet.“

„Warum ziehen Sie sich dann auf einen so gottverlassenen Fleck zurück wie Membury? Und gestern Abend... vor irgend etwas hatten Sie Angst. Und dann haben Sie mich auch auf deutsch angerufen. Warum auf deutsch? Und wer war die Frau?“

Den Kopf wie einen Rammstein vorgeückt und die Muskeln des vorgebeugten Nackens bis zum äußersten gespannt, kam er auf mich zu. „Lassen Sie sich eines raten, Fraser: nehmen Sie mein Angebot an und stellen Sie keine unnötigen Fragen!“ Er bewegte das Kinn kaum, sondern stieß die Worte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

Ich war aufgesprungen. „Woher soll ich zum Beispiel wissen, ob Sie die Tudor nicht gestohlen haben?“ fragte ich. Verdammte noch mal! Ich wollte durch ihn nicht noch mehr Scherereien haben.

Einen Augenblick dachte ich, er würde mich schlagen. Doch wandte er sich mit einem kleinen Lachen ab und sagte: „Nein, nein, die Tudor ist nicht gestohlen“, um sogleich voller Erregung hinzuzufügen: „Und der Motor und die Werkzeuge und überhaupt die ganze Ausrüstung auch nicht. Drei Arbeitsjahre stecken in diesem Hangar, drei Jahre habe ich mich dafür abgeschuftet, dafür gekämpft und versucht, diesen blinden Idioten begreiflich zu machen, daß...“ Plötzlich unterbrach er sich. Dann nahm er sich zusammen und erklärte mit bewußt ruhiger Stimme: „Sie brauchen sich wirklich

keine Sorgen zu machen, Fraser. Es ist tatsächlich alles vollkommen legal. Und wenn wir die Tudor erst einmal in der Luft haben...“ Er hielt inne, denn draußen wurde ziemlich heftig gegen die Tür geklopft. Zögernd blickte er mich an. „Das könnte die Polizei sein. Wie ist es: bauen Sie den zweiten Motor für mich, oder soll ich Sie der Polizei ausliefern? In ein bis zwei Tagen sind Sie hier vollkommen sicher“, fügte er dann noch hinzu.

Das Klopfen an der Tür schien mit dem Pochen meines Herzens eins zu werden. Der Gedanke daran, daß ich womöglich verhaftet werden könne, der nach und nach immer mehr aus meinem Bewußtsein geschwunden war, kehrte augenblicklich mit voller Vehemenz zurück. Aber innerlich hatte die Hoffnung auf Freiheit mich längst bereit gemacht, sein Angebot anzunehmen. „Ich bleibe“, antwortete ich daher.

Er nickte, als habe er niemals daran gezweifelt. „Dann verschwinden Sie jetzt besser im Flugzeug. Verstecken Sie sich hinten im Schwanzende in der Toilette. Da suchen sie Sie bestimmt nicht.“

Ich tat, wie er gesagt hatte und kletterte in das Flugzeug hinein. Im dämmerigen Vorderteil des Rumpfes konnte ich gerade noch drei riesige, elliptische Tanks erkennen. Ich hörte, wie die Hangartür geöffnet wurde. Gedämpftes Sprechen drang zu mir herüber, dann fiel die Tür wieder ins Schloß und einen Augenblick dachte ich, sie hätten den Hangar verlassen. Doch dann hallten auf dem Betonboden die Schritte zweier Menschen. In monotonem Tonfall hörte ich einen Mann mit tiefer, drängender Stimme auf Saeton einreden, doch plötzlich schnitt Saeton ihm das Wort ab, und er sagte: „Na schön, wirf mir den Knüppel zwischen die Beine, wenn du unbedingt willst. Aber laß uns in der Unterkunft darüber reden und nicht hier.“ Hart und wütend klang seine Stimme.

„Nimm doch bloß mal Vernunft an, Bill. Ich will dir keinen Knüppel zwischen die Beine werfen, aber so kann es doch auch nicht weitergehen. Das weißt du selbst ebensogut wie ich.“ Dicht neben dem Flugzeugrumpf waren sie stehengeblieben. Der Fremde keuchte, als ob er ganz außer Atem sei, und seine Stimme klang fast bitter.

„Kannst du denn nicht begreifen... ich bin pleite. Ich habe keinen Penny mehr auf der Naht.“

„Glaubst du etwa ich?“ sagte Saeton fast höhnisch. „Aber was nützt das Jammern! Noch drei Monate, und...“

„Wir warten jetzt schon zwei Jahre darauf“, gab der andere vorsichtig zu bedenken.

„Das mußt du mir gerade erzählen!“ Saetons Stimme besänftigte sich. „Hör zu, Tubby, in drei Monaten sind wir obenauf. Begreif das doch bloß, Kerl... drei Monate nur noch. Du wirst mir doch wohl nicht erzählen, daß du den Riemen nicht noch diese kurze Zeit enger schnallen kannst, um durchzuhalten... nach allem, was wir zusammen durchgemacht haben?“

„Aber du bist nicht verheiratet! Du weißt nicht, was es heißt, eine Frau zu haben“, brummte der andere.

„So, deine Frau macht dir die Hölle heiß? Da also liegt der Hase im Pfeffer! Ich hätte es mir gleich denken sollen. Aber wenn du dir einbildest, deine Frau könnte mich davon abhalten, die Maschine flugfertig zu machen...“ Saeton hatte sich immer mehr in Wut hineingesteigert, doch plötzlich schien er sich zu besinnen. „Komm mit zurück in die Unterkunft. Hier können wir nicht reden.“

„Nein“, widersprach der andere eigensinnig. „Ich werde hier sagen, was ich zu sagen habe.“

„Wir gehen in die Unterkunft“, erklärte Saeton leise, aber mit Nach-

Saeton lehnte sich vor und legte mir die Hand aufs Knie. „Kommen Sie, erzählen Sie mir alles. Ich bin der einzige Mensch außer den Organisatoren Ihrer kleinen Unternehmung, der weiß, daß Sie jener geheimnisvolle Pilot sind, der sich 'Callahan' nennt. Habe ich recht?“ — Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, und nickte darum zustimmend mit dem Kopf.

druck. „Bei einer Tasse Tee läßt sich besser über alles reden.“

„Nein“, wiederholte der andere immer noch eigensinnig. „Wir werden es hier und jetzt besprechen, wenn du nichts dagegen hast. Ich erlaube nicht, daß du Diana eine Szene machst wegen einer Sache für die sie gar nichts...“

„Diana!“ Mit einemmal klang Saetons Stimme rau. „Du hast sie doch hoffentlich nicht hierhergebracht...“

„Sie ist in der Unterkunft“, erklärte der andere stumpf.

„In der Unterkunft! Du unverbesserlicher Trottel! Membury ist nichts für Frauen! Sie können den Mund nicht halten und...“

„Diana wird schweigen! Und außerdem, wo sollte ich sie sonst unterbringen?“

„Ich dachte, sie wohnte bei einer Freundin in London.“

„Himmel noch mal!“ rief der andere. „Kannst du denn nicht begreifen, was ich dir zu sagen habe? Wir sind pleite! Und zwar restlos. Ich habe mein Konto schon um zwanzig Pfund überzogen, und die Bank verlangt, daß ich meine Schulden innerhalb von drei Monaten zurückzahle.“

„Und deine Frau? Die hat doch einen Job.“

„Ja, sie hatte einen. Aber sie hat die Nase voll davon und hat gekündigt.“

„Und bloß weil sie die Lust verloren hat, sollst du nun alles aufs Spiel set-

zen, wofür du seit Jahren gearbeitet hast? Typisch Frau! Wenn du es durchhalten kannst, warum kann sie es dann nicht? Begreift sie denn nicht...“

„Es hat keinen Sinn, auf Diana herumzuhacken“, fiel ihm der andere ins Wort. „Sie trifft keine Schuld. Hat sie etwa nicht die ganzen Jahre durchgehalten? Aber die Dinge liegen so: entweder finde ich einen Job, der uns soviel Geld einbringt, daß wir wie normale Menschen zusammenleben können, oder...“

„Ich verstehe.“

„Gar nichts verstehst du“, versetzte der andere bissig, und seine Stimme nahm einen noch erregteren Ton an. „Du kannst an nichts anderes denken als an Flugzeugmotoren. Du bist verrückt nach ihnen, weil du kein menschliches Wesen ausstehen kannst. Ich jedenfalls bin aus anderem Stoff gemacht. Ich bin verheiratet und will eine Wohnung haben und werde meine Ehe nicht deiner Motoren wegen in die Brüche gehen lassen.“

„Verlange ich etwa, daß du mit einem Motor ins Bett gehst?“ schnarrte Saeton. „Na schön. Wenn du derart in deine ehelichen Freuden vernarrt bist, daß du nicht mehr siehst, wie greifbar nahe das Ziel vor uns liegt...“

„Diese Bemerkung nimmst du auf der Stelle zurück!“ Leise aber störrisch klang die Stimme des anderen.

„Himmelherrgott!“ explodierte Saeton. „Schön, ich nehme sie also zurück. Aber um alles in der Welt überleg dir



doch nur einmal vernünftig, was für eine nicht wiedergutzumachende Dummheit du zu tun im Begriff bist."

Mir schien, es wäre jetzt an der Zeit, zum Vorschein zu kommen. Also stieß ich die Toilettentür auf und schritt mit hallenden Schritten über die Stahlplatten des Flugzeuges nach vorn. Durch die Einstiegklappe konnte ich sie stehen und zu mir emporblicken sehen. Saetons Gesprächspartner trug eine alte, graue Flanellhose und ein mit Lederflecken am Ellbogen besetztes Sportjackett — ein rundlicher, freundlicher Mann mit vollem, wuscheligem Haar. Seine frische, rosige Farbe bildete einen starken Kontrast zu Saetons hartem, lederartigen Gesicht. Im Vergleich zu ihm wirkte er fast jugendlich, ob schon er etwa so alt sein mochte wie ich. Kleine Runzeln in den Fettpolstern um seine Augen verliehen diesem einen etwas verschmitzten Ausdruck, als sei er ständig im Begriff, in Lachen auszubrechen.

"Wer ist das?" fragte er Saeton.

"Neil Fraser. Fraser ist Ingenieur und will uns helfen, den zweiten Motor fertigzubauen."

"Wohl mein Nachfolger, wie?" fragte der andere bissig. "Du hast es wohl schon gerochen, daß ich aussteigen würde, was?"

"Rede doch kein Blech! Wie sollte ich auf die Idee gekommen sein? Aber ich wußte, daß die Zeit etwas knapp bemessen sein würde, und mit einer Hilfskraft..."

"Wieviel bezahlst du ihm?"

"Nun hör doch endlich auf!" rief Saeton ärgerlich. "Nur einen Unterhalt, das ist alles." Damit wandte er sich an mich. "Fraser, das ist Tubby Carter, der den Motor gebaut hat, den ich Ihnen eben gezeigt habe. Haben Sie die Toilettentür wieder in Ordnung gebracht?"

"Ja", sagte ich. "Sie geht wieder zu." Dann sprang ich hinunter und schüttelte Carter die Hand.

Verwundert und die Stirn zusammenziehend, richtete Carter seine kleinen, knopfbraunen Augen auf mich. "Sie sehen ja ganz schön mitgenommen aus", sagte er und wandte den Blick nicht von mir, als suche er nach einer vernünftigen Erklärung für mein immerhin verdächtiges Aussehen.

Aber Saeton war sofort mit einer Erklärung bei der Hand. "Fraser ist gestern abend in einem Nachtclub in eine Schlägerei verwickelt worden."

Doch damit schien Carter sich nicht zufriedenzugeben. "Neil Fraser", sagte er sinnend, als ob er mit meinem Namen irgend etwas verbinde, und mir sank das Herz. Wenn nun die Polizei herausgefunden hatte, wer Callahan in Wirklichkeit war? Schließlich hatte ich nur eine der Zeitungen von heute zu Gesicht bekommen. "Sind Sie vielleicht zufällig auch Pilot?"

Ich nickte.

"Neil Fraser!" Dann erhellte sein Gesicht sich plötzlich, und er schnippte mit den Fingern. "Bombergeschwader 101. Sie sind derjenige, dem die berühmte Tunnelflucht aus dem deutschen Gefangenenlager gelang, sich dann eine Messerschmitt klaute und damit zurückflog nach England. Wir haben uns mal kennengelernt... erinnern Sie sich nicht? In Mildenhall." Dann wandte er sich an Saeton. "Na, was sagst du zu meinem photographischen Gedächtnis? Ich vergesse kein Gesicht, das ich jemals gesehen habe." Ein glückliches Lachen entquoll seiner Kehle.

Saeton warf mir einen interessierten Blick zu, wandte sich dann jedoch an Carter mit den Worten: "Du bleibst hier bei Fraser und tauschst Jugenderinnerungen aus, und ich gehe zu Diana und spreche mit ihr."

"Nein, das wirst du nicht tun." Carter hatte ihn, als er sich zum Gehen

wandte, am Arm gepackt. "Die Sache wird zwischen dir und mir abgemacht. Diana laß dabei bitte aus dem Spiel."

Saeton blieb stehen. "Laß mich nur, Tubby", sagte er, und seine Stimme klang fast begütigend. "Keine Angst, daß ich deine Frau aufrege. Aber ehe sie dich dazu bringt, etwas zu tun, aus dem nichts, aber auch gar nichts herauskommen kann, muß sie wissen, wie die Dinge hier stehen. Die Lage hat sich etwas geändert, seit du Sonnabend weggefahren bist. Jetzt, wo Fraser uns hilft, können wir uns doch noch termingemäß an der Luftbrücke beteiligen."

"Sechs Monate haben wir gebraucht, um diesen hier zu bauen", sagte Carter und wies mit einer Kopfbewegung auf den fertigen Motor.

"Aber da sind die Testversuche eingeschlossen", gab Saeton zurück. "Und dann die vielen unerwarteten Überraschungen, die wir jetzt so gut wie vollkommen ausgebügelt haben. Verdammst noch mal, sie wird doch wohl so viel Vernunft besitzen, dir noch zwei Monate zu geben? Was das Geld betrifft, so überlasse das nur mir. Ich werde auch noch diese paar Kröten aus Dick herauslocken, und wenn ich sie mit den bloßen Händen aus ihm herausquetschen müßte. Ein Jammer, daß er so ein schlapper..." Unvermittelt hielt er inne und preßte die Zähne aufeinander, als wolle er damit das Wort zurückhalten. "Du bleibst hier. Ich spreche mit Diana. Sie ist doch ganz vernünftig, wie übrigens jede Frau, wenn's um rosige Zukunftsaussichten geht. Das Metall und die Gußstücke haben wir schon hier, und wir brauchen das verdammte Ding jetzt nur noch zusammenzuschustern." Mit den Augen suchte er ostentativ die Tudor. "Und dann sollen die anderen etwas erleben!" Da stand er, mit angespannten Muskeln, als bedürfe es nur einer Willensanstrengung seinerseits und die Tudor erhob sich in die Lüfte. Doch dann kehrte sein Auge zögernd wieder zu Carter zurück. "Ihr könnt den Vorderraum nehmen, das alte Büro. Du wirst schon sehen, es geht. Diana kann für uns kochen, damit ist sie beschäftigt, und wir gewinnen etwas mehr Zeit für unsere Arbeit."

"Und ich sage dir, an ihrem Entschluß ist nicht zu rütteln", sagte Carter müde.

Saeton stieß ein leicht zynisches Lachen aus. "Frauen sind niemals wirklich fest entschlossen", sagte er. "Sie sind dazu geschaffen, daß wir Männer ihnen ihre Entscheidungen abnehmen. Wie meinst du, wäre es sonst um den Fortbestand des Menschengeschlechts bestellt?"

Ohne sich zu rühren, sah Carter Saeton nach, als dieser den Hangar verließ. Dann drehte er sich um, ging auf das Ende der Werkbank zu, wo in der Nähe des Telefons ein Overall hing. Als er hineinstieg, musterte er mich neugierig. "Ingenieur sind Sie also?" Er zog den Reißverschluß des Overalls hoch. Dann trat er an den kleinen Benzinmotor heran und stellte ihn an. "Im Augenblick sind wir bei den Kolben." Er nahm eine große Mappe zur Hand, schob sie mir über die Werkbank zu und öffnete sie. Viele saubere Zeichnungen von Einzelteilen waren darin. "Hier sind wir. Hier stehen die Maßangaben. Verstehen Sie eine Drehbank zu bedienen?"

Ich nickte und er führte mich an eine alte R. A. F.-Drehbank, wie wir sie in der Reparaturwerkstatt von Kenley benutzt hatten. Der Treibriemen lief im Leerlauf. Mit einer geschickten, raschen Handbewegung legte er ihn auf die Scheibe und nahm gleichzeitig ein bereits halb fertig gedrehtes Stück leuchtendes Metall in die Hand. "Also los denn. Ans Werk. Kolben-Spezifikationen: Durchmesser fünf Zoll, Länge sieben Zoll, drei Nuten für die Kolbenringe, zwei für die Olabstreifringe, und dann noch ein Bohrloch von dreiviertel Zoll für den Kolbenbolzen. Und wenn Sie sich's mit Mike nicht verderben wollen, gehen Sie sparsam mit dem Metall um, denn wie Sie wohl schon gemerkt haben, müssen wir mit jedem Penny rechnen."

Es war ziemlich lange her, daß ich das letztmal an einer Drehbank ge-

standen hatte. Aber wenn man das Drehen einmal gelernt hat, vergißt man es nie wieder. Eine Weile stand Carter neben mir und machte mich nervös, doch als ich die Metallspäne sich kräuseln sah, kehrte mein Selbstvertrauen zurück, und meine Gedanken hörten auf, um die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden zu kreisen. Immer mehr faszinierte es mich, wieder einmal aus einem rohen Stück Metall einen Teil eines komplizierten Mechanismus zu drehen. Zuletzt hatte ich sogar vergessen, daß Carter bei mir war. Hand und Hirn taten ihr Bestes, und Stolz auf mein handwerkliches Können regte sich in mir, als das Stück Metall vor mir allmählich die Form eines Kolbens anzunehmen begann.

Als ich wieder einmal aufblickte, sah ich Carter über die Maßangaben gebeugt dastehen. Er starrte auf eine Schraube, die er immer wieder in eine Mutter hinein- und hinausdrehte. Ich sah ihm an, daß er mit seinen Gedanken woanders war, außerhalb dieser Werkstatt und beschäftigt mit seinen eigenen Problemen. Als auch er aufblickte, trafen sich unsere Augen. Da warf er die Schraube hin und kam auf mich zu.

Wieder beugte ich mich über meine Arbeit, und eine Weile sah er mir schweigend zu. Schließlich sagte er. "Seit wann kennen Sie Saeton?"

Diese Frage brachte mich fast aus der Fassung, denn ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte. "Saeton war Flugzeugführer bei der Küstenbewachung." Das Metall drehte sich um sich selbst, und feine Silberfäden drehten sich zu Spiralen. "Mir will nämlich scheinen, Sie haben ihn noch nie zuvor in Ihrem Leben gesehen!"

Ich stellte die Drehbank ab. "Sollen die Abfälle aufgehoben werden?" fragte ich.

Seine Finger spielten mit den feinen Spiralen. "Ich überlege nämlich..." Er unterbrach sich, um es von einer anderen Seite her zu versuchen. "Was halten Sie von ihm?" Jetzt sah er mich direkt an. "Natürlich ist er verrückt, das weiß ich. Aber es ist die Verrücktheit, mit der Weltreiche errichtet werden." Ich sah, daß er diesen Mann bewunderte. Kindliche Verehrung lag in seiner Stimme. "Er bildet sich ein, er könne alle anderen Luftfrachtgesellschaften in England ausstechen, wenn er diesen Vogel erst einmal fliegen hat."

"Die meisten stehen ohnehin am Rande des Bankrotts", sagte ich.

Er nickte. "Ich arbeite jetzt seit zwei Jahren mit ihm zusammen — als sein Partner, verstehen Sie. Mit einer Maschine machten wir unser Frachtgeschäft — sozusagen ein Ein-Maschinen-Job. Aber die eine ging in die Brüche." Seine Finger näherten sich wieder den Metallabfällen. "Ein verrückter Kerl! Unglaubliche Energie! Und das Schlimmste ist, daß seine Begeisterung ansteckt. Wenn Sie um ihn sind, glauben Sie, was er will. Haben Sie unser Gespräch vorhin mit angehört, als Sie die Tür in Ordnung brachten?"

"Zum Teil", sagte ich ausweichend.

Wie abwesend nickte er. "Meine Frau hat ihren eigenen Kopf. Sie ist Amerikanerin. Was meinen Sie, ob er sie wohl dazu überreden kann, mir noch drei Monate zu geben?" Er nahm ein Stück Metall auf, aus dem der nächste Kolben gedreht werden sollte. "Natürlich hat er recht. Wo wir jetzt drei Mann sind, müßte es uns eigentlich gelingen, den zweiten Motor innerhalb von zwei Monaten fertigzubauen." Er gähnte. "Nun sind wir schon so weit gekommen, und ich möchte selbstverständlich gern bis zum Ende durchhalten. Ich kann mir auch kaum noch vorstellen, woanders zu arbeiten als in dieser primitiven Werkstatt." Langsam drehte er sich um und betrachtete die Höhenflosse der Tudor. "Ich gäbe was drum, sie fliegen zu sehen."

Was sollte ich dazu sagen? Ich wußte es nicht. Also stellte ich die Drehbank wieder an, und er begann, an einer Induktionsspule herumzubaheln.

Eine halbe Stunde später kam Saeton zurück, stellte sich neben mich

und sah mir zu, wie ich den Durchmesser des Kolbenkopfes mit einer Schublehre maß. Carter kam auf uns zu. "Nun?" fragte er zögernd.

"Oh, sie ist mit allem einverstanden", sagte Saeton. Er sagte das leicht hin, doch als ich ihn ansah, merkte ich, daß er ganz blaß war, als habe er sich schwer tun müssen, ihr Einverständnis zu erlangen. "Sie wird uns das Essen herbringen."

Als könne er es einfach nicht fassen, starrte Carter ihn an. Doch dann verzogen sich die Krähenfüße um seine Augen, und sein Gesicht nahm den ihm natürlichen Ausdruck lächelnder Gutmütigkeit an. "Man sollte es doch nicht für möglich halten", sagte er und kehrte pfeifend zu seiner Induktionsspule zurück.

"Mit einer Drehbank verstehen Sie also umzugehen", bemerkte Saeton zu mir, und fügte dann mit plötzlichiger Ungezügeltheit in der Stimme hinzu: "Bei Gott! Ich glaube, wir schaffen es doch noch!"

Gerade in diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Er fuhr herum, starrte auf den Apparat, und ein Schatten legte sich über sein Gesicht, als habe er diesen Anruf bereits erwartet. Langsam ging er ans Ende der Werkbank und nahm den Hörer auf. Immer dunkler wurde sein Gesicht, als er lauschend dastand, und dann schrie er förmlich: "Was, verkaufen willst du mich? Sei doch nicht töricht, Dick... Natürlich verstehe ich dich... Aber warte doch einen Augenblick. Hör zu, ich habe einen zweiten Mann gefunden, wir sind jetzt zu dritt, und ich bitte dich doch nur noch um zwei Monate Geduld... Na schön, dann sechs Wochen... Nein, garantieren kann ich natürlich nichts. Aber du mußt schon noch eine Weile Geduld haben. In ein paar Monaten fliegt der Kahn... solange wirst du es ja wohl noch durchhalten können, was? ... Ja, wenn du wirklich meinst. Aber vorher komm heraus nach Membury... Jawohl, so etwas muß man in aller Ruhe besprechen... Also bis morgen dann. Okay."

Nachdenklich legte er den Hörer auf. "War das Dick?" fragte Carter.

Saeton nickte. "Ja. Man hat ihm ein Angebot für die Tudor und unsere ganze Werkstattausrüstung gemacht, und jetzt droht er, uns zu verkaufen." Saeton nahm wütend einen Hocker auf und wirbelte ihn durch den ganzen Hangar. "Verdammt noch mal, warum will es nicht in seinen dicken Schädel hinein, daß wir unmittelbar vor dem Erfolg stehen!"

Carter sagte kein Wort, und ich kehrte zu meiner Drehbank zurück. Saeton zögerte, packte dann die Mappe mit den Zeichnungen und Maßangaben und hielt sie einen Augenblick in der Hand, als wolle er sie mitten durchreißen. Tiefe Empörung verdunkelte sein Gesicht. Dann warf er die Mappe wieder auf die Werkbank und trat an den Motor heran, der auf seinen Holzböcken an der Wand stand. Er drehte an einem Schalter, und der Motor fing an zu arbeiten, zu donnern und ohrenbetäubend zu surren, so daß ich meine Drehbank nicht mehr laufen hören konnte. Und er stand da, umfing den Motor mit liebevollen Augen, als liege seine ganze Welt in diesem lebendigen Brüllen.

2.

Während der Tag voranschritt und ich an meiner Drehbank arbeitete, dämmerte mir allmählich, was für ein unverschämtes Glück ich gehabt hatte. Es war, als ob mir das Schicksal noch einmal eine Chance gegeben hatte. Und zwar eine Chance, ohne daß ich fürchten mußte, wieder etwas Ungesetzliches zu tun. Saetons Wort allein hätte nicht genügt, mich davon zu überzeugen, wohl aber die Anwesenheit von Tubby Carter; denn sie bewies mir klar, daß ich nicht in eine illegale Sache hineingerutscht war. Er war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, daran war nicht zu zweifeln. Und die Tatsache, daß ich Schulter an Schulter mit ihm arbeiten durfte, ließ mir alles in einem reineren Lichte erscheinen. (Fortsetzung folgt)

## Aus der Vogelschau

### ZB-Foto-Quiz-Auflösungen

Zu Foto 1: Neuschwanstein bei Füssen

Zu Foto 2: Aetna auf Sizilien

Zu Foto 3: Walhalla, Ruhmeshalle bei Regensburg

Zu Foto 4: Rom, Kolosseum

# WAHRE GESCHICHTEN

## Das Kind im Weibe

Einen schönen Batzen Geld muß eine Münchnerin aus der Höhenstädter Straße einem Mopedfahrer bezahlen, weil sie mit kindlichem Verstand eine Autofalle baute, die dem Kleinkraftradfahrer zum Verhängnis wurde.

Statt ihrem dreijährigen Jungen das Spielen auf der Straße zu verbieten, ließ die Mutter ihn auf der Fahrbahn umhertollen. Nicht genug damit. In ihr wurde selbst das Kind wach, und sie spannte über die Fahrbahn ein Seil.

Die Strafe blieb nicht aus. Ein Mopedfahrer raste in die Autofalle und verletzte sich schwer. Da seine Ansprüche nicht durch eine Haftpflichtversicherung gedeckt sind, wird die leichtfertige Mutter künftig das Kunststück fertigbringen müssen, die so entstandenen Schulden von ihrem Haushaltsgeld zu bezahlen.

## Tarnung

Reuig gestand Joshua Hietze Baussloipezuffbergarzime vor einem Gericht in Lancaster, Kalifornien, daß er gelegentlich unter falschem Namen aufgetreten sei. Er habe sich in solchen Fällen immer Joshua Hietze Baussloipezkuffberg genannt.

## Faustrecht

Zornig auf seinen Anwalt wurde ein Mann in Nanteuil, nordostwärts von Paris, als er einen Prozeß verloren hatte. Vor den Augen des Richters streckte er den armen Rechtsbeistand mit einem wohlgezielten Kinnhaken nieder.

## Werbungskosten

Runde 2000 Dollar wollte sich der 32jährige New Yorker Handlungsreisende Victor S. Roterling von der Steuer absetzen lassen. Begründung: „Das Geld habe ich bei der Suche nach einer Braut verbraucht.“ Die Finanzbeamten erkannten den Antrag nicht an. Victor ist immer noch Junggeselle.

## Wirklich?

Einen neuen Schlager hat ein beliebter chinesischer Sänger über Radio Peking in den Äther hinausgeschmettert. Das Lied beginnt mit den Worten: „Mutter, ich möchte aufs Land gehen, um mich an körperliche Arbeit zu gewöhnen.“

## Ehrung

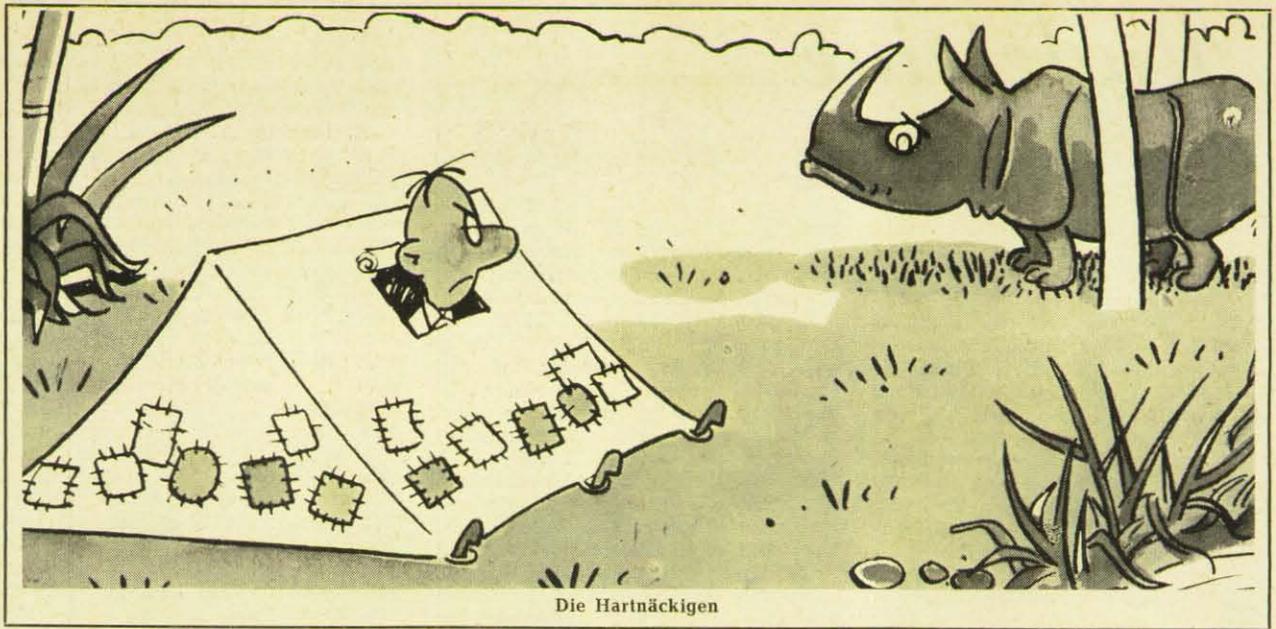
Einen Fan-Klub zu Ehren des amerikanischen Schmalz-Pianisten Liberace gibt es in dem Londoner Holloway-Gefängnis. Gründerin des Vereins ist die Gefangene Nr. 6251, die 21jährige Patti Jenkins aus Portsmouth. Sie muß drei Monate absitzen, weil sie fünf Pfund Sterling gestohlen hat, um sich damit neue Schuhe zu kaufen, mit denen sie an einer Sitzung von Liberace-Klub-Präsidentinnen teilnehmen wollte. Im Gefängnis hat sie gleich neue Anhängerinnen gefunden.

## Kompliziert

Mit Selbstmordabsichten warf sich der 36jährige Angel Gonzales Garcia in der nordspanischen Stadt Palencia vor einen Lastwagen, dessen Fahrer das Steuer herumriß und gegen eine Wand raste. Garcia sprang auf, warf sich vor einen anderen Wagen, und dieser kurvte in den Straßengraben hinein. Von den wütenden Fahrern verfolgt, entkam Garcia auf einem Pferd. Unter einer Eisenbahnbrücke versuchte er sich aufzuhängen. Man ergriff ihn jedoch rechtzeitig und sperrte ihn wegen schwerer Sachbeschädigung ins Gefängnis.

## Ein toller „Zahn“

Mit tollem „Zahn“ raste der Rettungswagen des 13. Bezirks durch Wiens Straßen. Hintendrin saß ein Zahnkranker. Er war am Verbluten. Plötzlich: Ein mörderischer Krach. Eine unvorsichtige Straßenbahn hatte just den Weg gekreuzt. Ergebnis: Fahrer, Beifahrer und Sanitäter schwer verletzt. Der Todeskandidat aber war gesund. Der Schreck hatte die Blutung gestoppt.



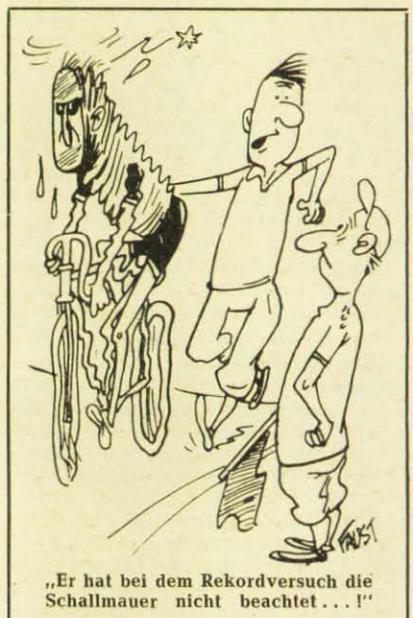
Die Hartnäckigen



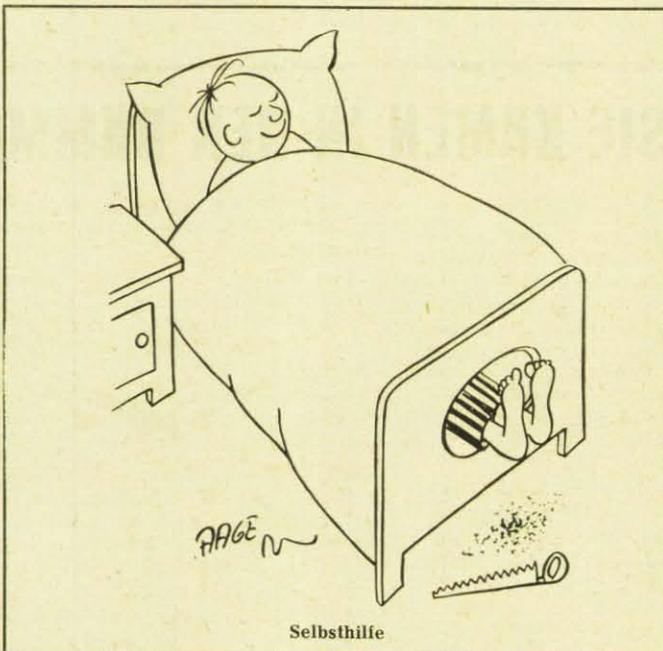
„Es brennt — — — es brennt...!“

*So was gibt es!*

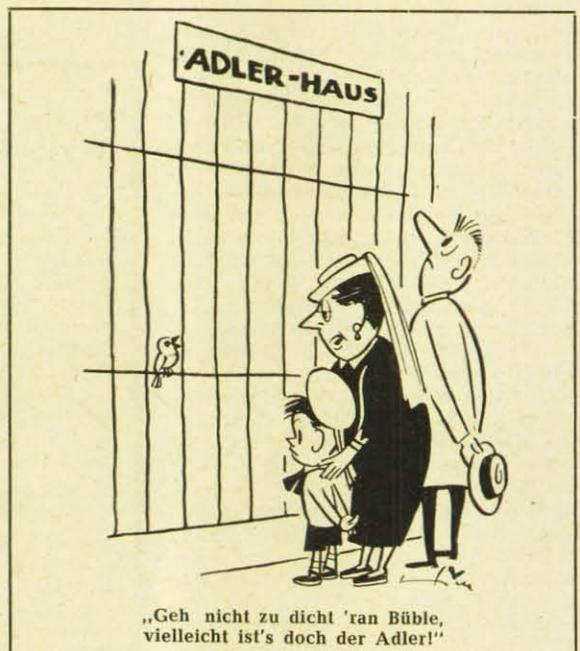
**Kunterbuntes Allerlei**



„Er hat bei dem Rekordversuch die Schallmauer nicht beachtet...!“



Selbsthilfe



„Geh nicht zu dicht 'ran Büble, vielleicht ist's doch der Adler!“

## Komisch, nicht?

### Synonym

Lehrer: „Fritz — was ist ein Synonym?“

Schüler: „Das ist ein Wort, das man benutzt, wenn man nicht weiß, wie das andere geschrieben wird.“

### Finanzfrage

„Hat Fritz eigentlich Elli schon geheiratet?“

„Ja.“

„Na also! Er hat sie ja auch vorher mit kostspieligen Geschenken geradezu überschüttet.“

„Stimmt. Er heiratete sie seines Geldes wegen.“

### Zahnpfand

Nicht entlohnen konnte ein Seemann in Chicago einen Taxifahrer. Er gab ihm sein Gebiß als „Sicherheit“. Bisher hat er sich nicht wieder gemeldet.

### Zahn um Zahn!

„Meine Speisen und Gerichte sind so wunderbar und zart, daß sie selbst von denjenigen Gästen gegessen werden können, die sich ihre Zähne bei dem Dentist im ersten Stock behandeln lassen!“ Das steht auf einem Schild, das Madame Claudine Fersay in Paris in ihrer Speisegaststätte aufhängen ließ. Daraufhin heftete der Dentist folgende

Plakate an die Wände seines Wartezimmers: „Die künstlichen Zähne, die ich einsetze, sind derart solid, daß man mit ihnen sogar das zähe Fleisch kauen kann, das in der Speisegaststätte im Erdgeschoß serviert wird!“ — Madame Claudine Fersay und der Dentist waren ehemals miteinander verheiratet!

### Nicht gebefreudig

Lehrer: „Fritz — nehmen wir an, du hast sechs Äpfel, und ich bitte dich, mir drei davon abzugeben. Wieviel bleiben dir dann?“

Fritz (nach kurzem Nachdenken): „Sechs.“





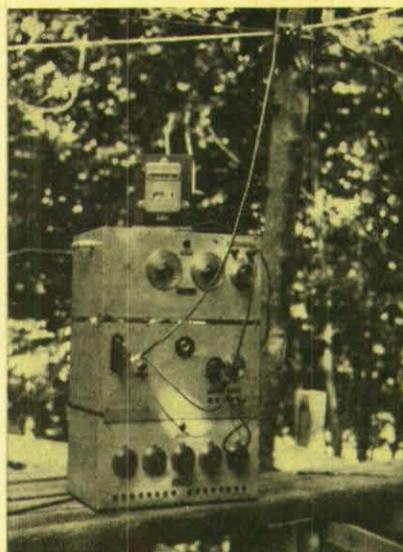
# Bäume im radioaktiven Fußbad

Versuche in Aarhus sollen unbekannte Geheimnisse des Wachstums lösen

In Dänemark sind erstmalig außerhalb eines Laboratoriums Versuche mit radioaktiven Bäumen unternommen worden. Die erste Etappe ist bereits in den Wäldern von Marselisborg abgeschlossen. Es scheint, als ob man einer Reihe von Rätseln, die mit dem Wachstum der Bäume zusammenhängen, auf die Spur gekommen ist. Die Versuche unter der Leitung von Dr. Ladefoget wurden mit Hilfe von Dr. C. B. Madsen vom Physischen Institut der Universität Aarhus und dem Chemiker Magister Zerahn sowie anderen durchgeführt. Dr. Ladefoget berichtet unserem Mitarbeiter über die sehr erfolgreiche Arbeit während des letzten Sommers.



Der Oberförster Dr. Ladefoget kontrolliert Versuche mit einem Diathermie-Apparat, wie sie auch in Deutschland gemacht wurden. Man kann auf diese Weise feststellen, in welcher Zeit ein Baum eine bestimmte Menge erwärmten Wassers aufnimmt. Diese Experimente erwiesen sich jedoch bald als ungenau, und man ging zu einer anderen Methode über.



Ein Geigerzähler befindet sich auf einem Gerüst in den Ästen des Baumes. Mit seiner Hilfe wird gemessen, welche Menge radioaktives Natrium den Stamm hinaufwandert.



Eine Verbindung mit dem auf dem nebenstehenden Bild gezeigten Geigerzähler befindet sich in der Baumkrone, um das Höhersteigen der Säfte zu verfolgen.

Es war nicht leicht, sich für eine Methode zu entscheiden", erzählt Dr. Ladefoget. „Wir schwankten, ob wir die Bäume erwärmen oder radioaktives Natrium 23 einführen und mit einem Geigerzähler kontrollieren sollten. Die Erwärmungsmethode, die man in Deutschland angewendet hat, wurde mit Hilfe eines Diathermie-Apparates ausgeführt, dessen Heizkissen am Stamm des Versuchsbaumes angebracht wurde. Ein Stück darüber wurde ein mit Filz isoliertes Thermo-Element befestigt. Nach einer halbminütigen Erwärmung des Stammes konnte dann gemessen werden, wie weit das schwach erwärmte Wasser hochgestiegen war. Eine Nachkontrolle mit dem radioaktiven Natrium-Isotop, das wir auf dem Luftwege aus Holland bezogen hatten, zeigte jedoch, daß die Erwärmungsmethode ungenau ist.

Mit dem radioaktiven Stoff wurde folgendermaßen vorgegangen: wir mauerten ein Bassin rings um den Fuß des Versuchsbaumes. Der Baum wurde danach im Wasser dieses Bassins abgeschnitten, damit keine Luft in die saftführenden Stränge des Holzes eindringen konnte. Noch immer unter Wasser wurde der Baum in ein Gefäß mit einer schwachen Salzwasserlösung umgesetzt, deren Zusammensetzung dem Salz entspricht, das der Baum selbst als Nahrungstoff aufnimmt. Diese Lösung muß dann langsam durch eine Wasserlösung mit radioaktivem Natrium ersetzt werden. Nachdem der Baum etwa 10 Minuten in einem Fußbad gestanden hat, wird er wieder in eine schwache Salzwasserlösung gesetzt. Auf einer Stelago oben um den Baum wird danach ein Geigerzähler angebracht, der vorher auf die Grundzahl für die Höhenstrahlung eingestellt ist. Mit Hilfe der Isotopen kann dann gemessen werden, wie rasch das radioaktive Wasser im Stamme steigt.“

Nicht mit allen Bäumen lassen sich diese Versuche machen: Eschen reagieren beispielsweise überhaupt nicht auf den radioaktiven Stoff. Hingegen erweisen sich z. B. Buche und Eiche als ausgezeichnete Versuchsbaume. Wir konnten feststellen, daß das Wasser bei warmem und klarem Wetter 40 Meter in der Stunde steigt, bei kaltem, feuchtem Wetter wie auch in der Nacht ist die Zufuhr von Nahrungssalzen unentbehrlich. Das ist ein erstaunliches Ergebnis.

Ein noch ungelöstes Rätsel aber ist, wie ein Baum von beispielsweise 30

Meter Höhe die enormen Wassermengen, von denen hier die Rede ist, hinauf in die Krone pumpt.

Sollte das durch Druck von der Wurzel her geschehen, so müßte er drei Atmosphären stark sein.

Die Bäume ziehen bekanntlich das Wasser mit den Nährsalzlösungen durch die Wurzel hoch, von der Erde in die Stämme, von dort in die Äste, Zweige und Blätter, wo es durch die Poren der Blätter verdunstet — transpiriert. Die Saftströme ähneln einem Röhrensystem, das aus einer Unzahl kleiner Wasserrohre besteht, die nebeneinander liegen und von dem Wurzelnetz bis in die äußersten Blattspitzen führt. Der Durchmesser dieser Wasserrohre variiert stark, sowohl innerhalb der einzelnen Baumarten als auch innerhalb der Arten.

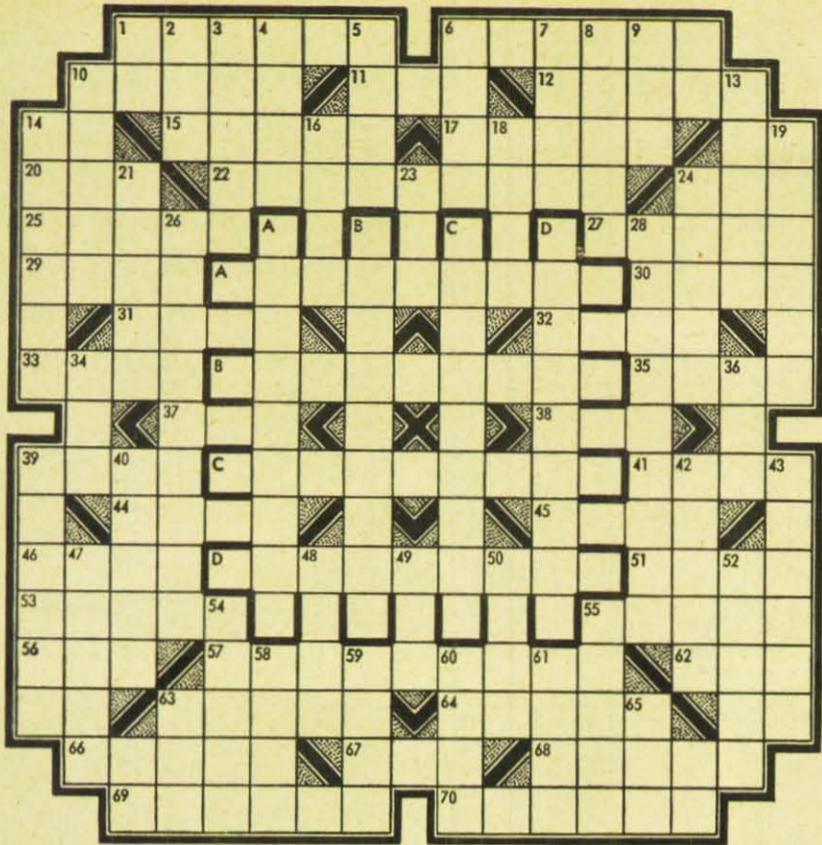
Durch diese Versuche hofft man Klarheit über eine Reihe von Problemen zu erhalten, z. B. wie die Saftströmung vom Wetter und vom Wasserinhalt der Erde beeinflusst wird, wie stark der Wasser- und Nahrungsverbrauch in Trockenperioden herabgesetzt wird, und wieviel Wasser Bäume mit großen, laubreichen Kronen brauchen, verglichen mit Bäumen mit kleinen Kronen. Diese Frage ist von großem Interesse für die Forstwirtschaft, vor allem für die Aufforstung.

Die Arbeiten mit den radioaktiven Stoffen, die in diesem Sommer fortgesetzt werden, sind nicht ungefährlich. Aus diesem Grunde wählte man das militärisch abgesperrte Gebiet in den Marselisborg-Wäldern.



Sehr unterschiedlich ist die Reaktion der einzelnen Bäume auf das ihnen bereitete Fußbad. Diese Esche weigerte sich völlig, das radioaktive Salz aufzunehmen.

Kreuzworträtsel mit magischem Gitter



**Waagrecht:** 1. Verwaltungsbezirk der Schweiz, 6. griechische Quellnymphe, 10. Stern im Adler, 11. Bergfeste in Messenien, 12. Erzengel, 15. Ortsveränderung, 17. Edelgas, 20. Tierkadaver, 22. Stadt in den Niederlanden, 24. persönliches Fürwort, 25. männlicher Hund, 27. Erdteil, 29. Nebenfluß des Tiber, 30. jüdischer Priester (AT), 31. Trauerband, 32. Herrscherkaste im alten Peru, 33. Männerkurzname, 35. Laubbaum, 37. Pöbel, 38. Gutschein, 39. Gestalt aus „Tiefeland“, 41. grob, fest, 44. englische Schulstadt, 45. iranische Münze, 46. Frauennamen, 51. französischer Marschall (1802-1869), 53. Stadt in Italien, 55. Kleidungsstück der kath. Geistlichen, 56. japanische Münze, 57. Strauchfrucht, 62. Bodenart, 63. das Unsterbliche, 64. Kasernenmöbel, 66. Präsident der ersten deutschen Republik, 67. Lebensgemeinschaft, 68. französischer Geschichtsphilosoph (1828-1893), 69. Handwerk, Beruf, 70. Druckbuchstabe.

**Senkrecht:** 2. Wappentier, 3. inneres Organ, 4. Musikstück für drei Stimmen, 5. Metallbolzen, 6. trichterförmiger Mensch, 7. jüdischer Stamm, 8. Wohlgeruch, 9. Deutsche Industriennorm (Abk.), 10. blutstillendes Mittel, 13. Sternbild, 14. Bürge, 16. Vogel, 18. Stadt in Arabien, 19. Frauennamen, 21. Waschmittel, 23. deutscher Neurologe (1840-1921), 24. mexikanische Hanfsorte, 26. Bergmassiv der Alpen, 28. Zeuge bei Duellen, 34. Viehfutter, 36. Nebenfluß der Drau, 39. Nebenfluß der Oder, 40. Niederschlag, 42. englischer Dichter (geb. 1888), 43. Jahres-, Vermögensabschluß, 47. Fehlos, 48. Abgott, 49. Sportschlitten, 50. Schiffstau, 52. Lobeserhebung, 54. deutscher Kunstgelehrter (1871-1927), 55. Rat der Alten, 58. Weltschachmeister, 59. Gewässer, 60. Lasttier, 61. Ausflug zu Pferde, 63. Gewässer, 65. Artikel.

**Magisches Gitter:** A. spanischer Tanz, B. Stadt in Usbekistan (UdSSR), C. beißender Spott, D. Hauptstadt von Schottland.

Immer zwei

b b b e e i o r r	Säugetiere
a e e e i k k l n r	Blumen
a a e h n n n o r t	Bäume
a b e e k l n n o r	Naturerscheinung

Man bilde aus jeder Buchstabenreihe zwei Wörter der dabei angegebenen Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen, in der richtigen Reihenfolge gelesen, den Namen eines Dichters der Romantik.

Rätsellösungen aus Nr. 14

**Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Bier, 4. Wein, 7. Lingen, 9. Erle, 11. Ornat, 13. Ries, 14. Gasse, 15. Erato, 17. Aller, 20. Ozean, 23. Odín, 25. Milan, 26. Gide, 27. Eremit, 28. Rune, 29. Khan. — Senkrecht: 1. Baer, 2. Eller, 3. Riesa, 4. Wera, 5. Enns, 6. Note, 8. Gogol, 10. Rienzi, 12. Astrid, 16. Tanne, 18. Logik, 19. Edith, 20. Omar, 21. Elen, 22. Aare, 24. Neon.

**Kombinierte magische Quadrate:** 1. Espe, 2. Stab, 3. Pate, 4. Eber, 5. Laub, 6. Affe, 7. Ufer, 8. Berg.   
 Espenlaub — Ebersberg.

**ZB** Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

# Internationaler Erfahrungsaustausch

Fortsetzung von Seite 5

sowie in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des BLSV, Herr Ministerialrat von Dreising anwesend.

Im Anschluß an den Empfang wurde in Waldbröl die Bundesluftschuttschule besichtigt und über Fragen des Luftschutz-Selbstschutzes diskutiert. Die Besucher überreichten als Gastgeschenk eine Mappe mit 200 der schönsten Luftaufnahmen ihrer Heimat sowie einen eindrucksvollen, soeben fertiggestellten Schweizer Luftschutzfilm. Am Abend gab der schweizerische Botschafter einen Empfang in Köln.

Am nächsten Tag wurden die Gäste — begleitet von den Herren Präsident a. D. Sautier und W. Hoffschild — im Bundesministerium des Innern durch Herrn Staatssekretär Ritter von Lex und Herrn Ministerialdirektor Bargatzky zu einer Aussprache über Fragen des zivilen Bevölkerungsschutzes empfangen.

Nach einer Besichtigung der stationären Luftschutzausstellung in Bonn begleitete Ministerialrat von Dreising die Besucher nach Mariental/Ahr zur Bundesschule des Technischen Hilfswerks. In der Bundesdienststelle für zivilen Bevölkerungsschutz in Bad Godesberg folgte ein Erfahrungsaustausch, an dem wieder Herr Ministerialrat von Dreising, Herr Dr. Gerber in Vertretung des Leiters der Bundesdienststelle und Herr General a. D. Uebe teilnahmen.

Dann reisten die Gäste des BLSV weiter nach Bayern, wo sie von Herrn Staatssekretär Dipl.-Ing. Junker und Herrn Ministerialrat Dr. Hertzog vom Bayerischen Staatsministerium des Innern begrüßt wurden. Höhepunkte des Aufenthaltes in Bayern waren Besuche

des Atommeilers in Garching und der BLSV-Landesluftschuttschule Bayern in Tutzing.

Die finnischen Gäste des BLSV — General Poppius, der Präsident des finnischen Zivilschutzverbandes, Generalsekretär Oberstleutnant Haltiavuori und Regierungsrat Katjarinne — waren vor allem am Auf- und Ausbau der BLSV-Luftschuttschulen und an ihren Lehrplänen interessiert, die sie, unterstützt von den Herren W. Hoffschild und Meyer, dem Leiter der Bundesluftschuttschule, und den dortigen Lehrkräften am Beispiel der Waldbröler Ausbildungsstätten studierten.

Herr General Poppius sprach seine Genugtuung aus über die rege und gute Zusammenarbeit mit dem BLSV, die ein wertvoller Beitrag für den Zivilschutz in seinem Heimatlande sei.

Den Abschluß der Reise der finnischen Luftschutzexperten bildeten ein Besuch der Bundeshauptstadt und ein Abstecher zur kleinsten Stadt Deutschlands, Blankenberg im Siegbkreis.

Eines klang durch die zahlreichen Gespräche mit den ausländischen Besuchern immer wieder durch: Die Schutztechnik ist heute infolge des möglichen Einsatzes atomarer Waffen so kompliziert geworden, daß die für den zivilen Bevölkerungsschutz in jedem Land Verantwortlichen unter allen Umständen versuchen müssen, aus den Erfahrungen und den Erkenntnissen ihrer ausländischen Kollegen für das eigene Volk zu lernen und zu profitieren.

## Die Zukunft im Zeichen der Atomkraft

Fortsetzung von Seite 7

stellen. Haben wir wirklich auch hier Erfolge zu verzeichnen? Was bietet sich uns da an neuen Schutzmöglichkeiten an? — Diese Frage wurde wiederholt maßgeblichen Fachleuten der Ausstellung gestellt. Hier in gedrängter Form das Ergebnis:

Technik und Wissenschaft bemühen sich darum, parallel mit der Erbauung von Atomkernreaktoren, diese Anlagen „völlig narrensicher“ zu machen und die in ihnen tätigen Menschen vor Strahlungsschäden zu schützen. Das ist gegenwärtig schon weitgehend möglich. So sind Schutzanzüge und Schutzmasken gegen radioaktive Stäube entwickelt worden, und vor allen Dingen ist es gelungen, die Strahlennachweis- und Strahlenmeßeinrichtungen erheblich zu verbessern.

Um Irrtümern vorzubeugen, sei festgestellt, daß es Schutzanzüge und Schutzmasken gegen die unmittelbare radioaktive Strahlung, wie sie nach der Detonation einer Atombombe erfolgt, nicht gibt und auch nicht geben wird, sondern lediglich solche gegen radioaktive Niederschläge.

Für den Zivilen Bevölkerungsschutz ist und bleibt der Schutzraumbau das A und O aller Schutzmaßnahmen. Dennoch bot auch dem Mitarbeiter im Zivilen Bevölkerungsschutz die

ACHEMA viele Ansatzpunkte einer Vervollkommnung der allgemeinen Schutztechnik. Freilich, auch hier ist noch alles im Fluß. Jener Herr aus der Gaststätte am Frankfurter Bahnhof, dem unser Reporter die Anregung zum Besuch der ACHEMA verdankt, hatte vollkommen recht: „Das Ja zum Schutz ist mit vielen Mühen und Anstrengungen verbunden.“ — Einfach nein zu allen Schutzbemühungen zu sagen, ist sehr viel leichter. Unsere Wissenschaftler und Techniker sagen ja zum Schutzbemühen. Ihren Anstrengungen ist es heute schon zu danken, daß die Arbeit in einer Atomreaktoranlage mit keiner größeren Gefahr verbunden ist als sonst Arbeiten in der Industrie. Und das ist sicher schon viel.

Sollte es aber unseren Wissenschaftlern und Technikern nicht möglich sein, auch die in der Schutztechnik noch ungelösten Probleme zu meistern, wo ihnen doch auf so vielen anderen Gebieten so große Erfolge beschieden waren?

Der vorurteilslose Besucher der Ausstellung konnte Frankfurt mit der gewissen Zuversicht verlassen, daß schon die nächste ACHEMA im Jahre 1961 weitere große Fortschritte auf dem Wege in die Welt von morgen zeigen werde.

A. H.

# Für Frau

# und Familie

## Wer war Amedeo Modigliani?

„Er trug einen schwarzen Hut und einen braunen Cordsamtanzug. Er hatte lockiges schwarzes Haar und braune Augen und sah sehr gut aus. Er kam geradewegs auf mich zu und sagte, indem er auf seine Brust deutete: 'Ich bin Modigliani', entfaltete seine Zeitung und warf ein paar Zeichnungen hin. Er sagte: 'Fünf Franken.' Sie waren sehr merkwürdig und interessant, lange Köpfe mit Augen ohne Pupillen.“

So schildert eine Kunsthistorikerin ihre Begegnung mit dem Maler, der heute als einer der erregendsten Künstlerpersönlichkeiten des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts gilt. Der Bavaria/Schorcht-Film „Montparnasse 19“ schildert das sehr bewegte Leben Modiglianis.



**Zusammengebrochen** auf offener Straße ist der Maler Amedeo Modigliani (Gérard Philipe). Der berechnende Kunsthändler Morel wurde Zeuge dieser Szene. Er hält den jungen Maler für einen großen Künstler und sieht nun seine Chance gekommen, dessen Bilder in seinen Besitz zu bringen.

**Ein wahrer Freund** ist dem kranken und unverständlichen Amedeo der Kunsthändler Sborowski, der sich unermüdlich bemüht, die Bilder des jungen Malers zu verkaufen. Durch den geschickten Schachzug des rücksichtslosen Morel wird er jedoch ganz ausgeschaltet.

**Zwei Frauen** stehen zu dem unglücklichen Maler und ermöglichen ihm eine Urlaubsreise in den Süden. Es sind Beatrice (Lilli Palmer), die ihm hilft, die Misere des Alltags zu vergessen, und Rosalie (Lea Padovani), die Besitzerin einer kleinen Vorort-Gaststätte.



## Eva liebt ihre Hosenrolle

Der Hausanzug wird immer unentbehrlicher

Vielleicht mißtraute man dem Hausanzug in Deutschland deshalb so lange, weil wir ihn zuerst durch den Film kennengelernt haben. Immerhin ist es merkwürdig, wie hartnäckig sich der Vorwurf der Extravaganz gegen ein Kleidungsstück halten konnte, das so bequem und zweckmäßig ist wie selten eines. Allerdings — Großputz sollte man besser nicht darin machen; aber mit dieser Ausnahme gibt es keine häusliche Tätigkeit und erst recht kein Steckenpferd, bei dem uns der Hausanzug nicht die besten Dienste leisten würde. Wie wär's also?

Wenn Sie das Konservative lieben, dann wählen Sie zuerst einmal einen weiten, schwingenden Rock und einen leichten Pullover oder eine Bluse als Oberteil. Auch hier lassen sich durch geschickte Farbzusammenstellung, durch große Taschen, Litzen, Rips- und Samtbänder und Applikationen schöne Wirkungen erzielen. Richtig bequem aber ist eigentlich nur die Hose. In ihr können wir uns auf Sessel und Sofa rekeln, wie es ein Rock niemals erlaubt, und sie spart Strümpfe obendrein. Junge Mädchen tragen sie gern knöchellang und schmal aus Samt, Cordsamt, feinen, weichen Wollstoffen oder Brokat oder auch aus Jersey und so eng, daß sie wie ein Trikot den Körper umschließt. Aber auch die weite, weichfallende und am Knöchel in einem Bündchen gefaßte Hose der Orientalin hat ihre Liebhaber. Sie sehen sehr malerisch aus, vor allem an großen Frauen; zur Arbeit jedoch eignen sich schmale Hosen besser. Wer Grund hat, ihre körpermodellierende Eigenschaft zu scheuen, kombiniert sie mit einem mäßig weiten, knielangen Rock, der auf einem Band sitzt und umgebunden wird.

Eine betont modische Linie erhält der Hausanzug, wenn man Blusen und Pullover nicht in, sondern auf der Hose trägt. Lose Jacken, Hemden oder Hemdblusen reichen oft bis zum Knie und werden dann mit einem Gürtel in der Taille zusammengezogen. Sehr dekorative regelrechte Anzüge haben die Amerikaner in ihren „television sets“ geschaffen: sie halten ganz knappsitzende, einfarbige Samthosen in Torero-Art, eine Seidenbluse und einen vorn offenen Knierock aus anspruchsvollen Brodé-Stoffen für die passende Garderobe vor dem Fernsehgerät.



## Frische Vollmilch aus dem Briefkasten

Die Schweizer Hausfrauen können sich freuen! Milch, Butter und Käse liefert ihnen der Milchhändler ebenso rasch und unauffällig wie der Briefträger die Post. Hinter den Hausbriefkästen befindet sich ein Milchkasten, groß genug, um Flaschen oder kleine Kannen aufzunehmen. Die Hausfrau braucht nur noch ihre Wünsche in das sogenannte Milchheft zu schreiben, und die Bestellung wird prompt ausgeführt. Auch bei uns sollen diese „Milchbriefkästen“ eingeführt werden.

# Aus zwei Fahrrädern wird ein Kleinstauto

Erinnern Sie sich noch? Da gab es einmal in den seligen Zeiten unserer Großeltern eine Fahrradkombination, die hieß Tandem. Bei diesem Tandem saßen zwei auf einem Pferd, auf einem wackeren Stahlrößlein. Einer lenkte und der andere trat mit. Es war eine ausgesprochen langgestreckte, ewig gekoppelte Gemeinschaft auf Rädern, und das hatte nun wieder auch seine unbestreitbaren Nachteile, denn wehe, wenn die festgefügte Tandemgemeinschaft eine kleine Meinungsverschiedenheit hatte, was ja hin und wieder überall einmal vorkommen kann. Das Tandem 1958 gibt sich anfangs

nach dem Willen seines Erfinders betont harmlos. Es besteht aus zwei getrennten, ganz normalen Fahrrädern. Wer dichter zusammenrücken will, wer Gepäck oder ersatzweise seine Sprößlinge mitnehmen möchte, der kann mit wenigen Handgriffen und fundamentaler Hilfe einer raffinierten Rahmenkonstruktion aus zwei Fahrrädern eines machen: ein Tandem, auf dem nicht hinter-, sondern neben- und miteinander gefahren wird, und das gleichzeitig einen Beiwagen besitzt. Der Zusammenbau dauert nur einige Minuten und das Auseinandernehmen auch nicht sehr viel länger, behauptet der Erfinder.



**Einen geheimnisvollen Rahmen** präsentiert uns diese junge Dame. Er ist 1,22 Meter breit und dient dazu, zwei normale Fahrräder in nur wenigen Minuten geschickt miteinander zu verbinden.



**Ein ideales Fahrzeug** — für ganze 60 DM! Gerade das richtige für Leute mit einem kleinen Geldbeutel und großem Unternehmungsgest. Nun steht einer Fahrt ins Blaue mit Kind und mit Gepäck nichts mehr im Wege.

## Für Frau und Familie



**Tandem 1958:** Wie unsere Leser schon bemerkt haben werden, wurden hier nicht zwei Fahrräder, sondern ein Fahrrad und ein Moped zusammengeschlossen. Also auch das läßt sich machen! Nun hört sogar für die ganze Familie mit einem Mal das mühselige Strampeln auf.

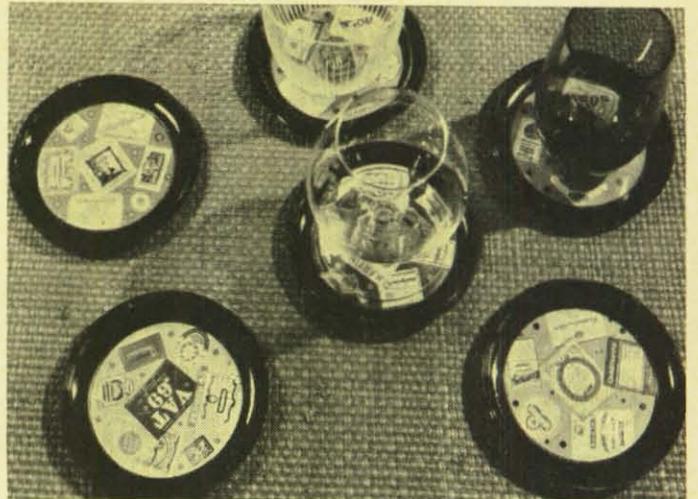
TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI



◀ **Sortimentskästen** aus farbigem Kunststoff mit glasklaren, festen Plastikdeckeln. Sie werden mit 9, 12 oder 16 Fächern geliefert und schaffen endlich Ordnung zwischen Reißbrettstiften, Nägeln, Schrauben, Korken, Garn, Nähseide und vielen anderen kleinen Dingen. Hünersdorff-Bührer, Ludwigsburg/Württ.



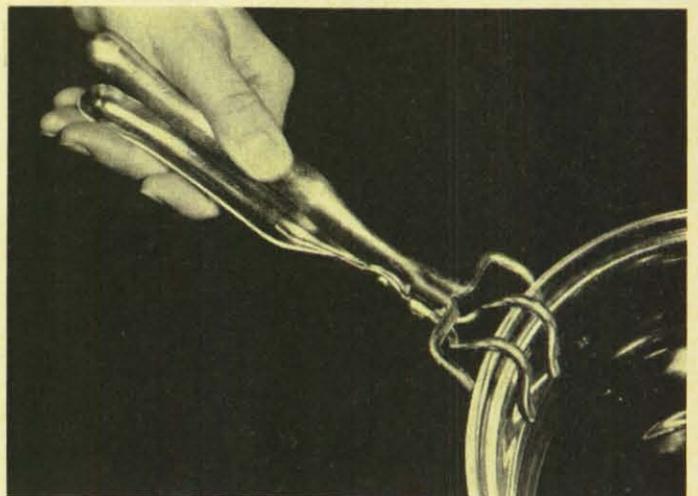
◀ **Große Welt für wenig Geld:** Diese kleinen praktischen Untersätze für Gläser in 6 verschiedenen Farben und Ausführungen zeigen die Etiketten der berühmtesten Weine, Liköre und Branntweine. Der Rand ist tiefschwarz, die Mitte farbig, und die Untersätze sind selbstverständlich leicht zu reinigen. Hans Biedermann & Co., Hamburg 1.



◀ **Zwei praktische Geräte** in einem: Ein Kapselheber und ein zuverlässiger Milchdosenlocher. E. Klasen, Haan/Rhld.



◀ **Schlüsselzange:** Immer macht es Schwierigkeiten, und oft gibt es verbrannte Hände, wenn die feuerfeste Form vom Herd oder aus dem Ofen genommen werden soll. Eine handliche, vernickelte Zange, deren unglaubliche Hebelkraft die Form wirklich fest hält, schafft hier willkommene Abhilfe. Hersteller: Gebr. Funke, Sundern/Sauerland



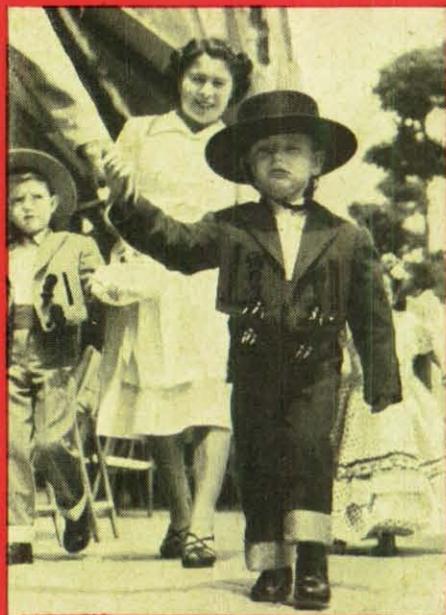


## Ein Fest der Lebensfreude

Meist über eine ganze Woche erstreckt sich eine sogenannte „Feria“, ein Volksfest, wie es in vielen Städten und Dörfern Spaniens gefeiert wird. Bei diesem festlichen Anlaß vermischen sich alle sozialen Schichten, um sich Spiel und Tanz nicht entgehen zu lassen, was dem Spanier wichtiger ist als das tägliche Brot. Tag und Nacht wird unermüdlich gefeiert. Überall herrscht eine frohe Stimmung und selbstverständliche Unbefangenheit. Man könnte eine solche „Feria“ mit einem unserer großen Jahrmärkte vergleichen, nur geht es unter der südlichen Sonne wesentlich bunter, lebensfroher und auch entschieden temperamentvoller zu.



ÜBERSCHÄUMEND vor Lebensfreude sind bei solchen Volksfesten jung und alt. Das südliche Temperament tut das Seinige, und begeistert klatscht diese schöne Spanierin mit den Händen im Rhythmus der Kastagnetten.



WIE DIE ALTEN stolzieren auch die jungen „Herren“, von ihren stolzen Eltern festtäglich geputzt, über die Promenaden. Bis spät in die Nacht hinein dürfen sie dabei sein, denn es ist ja ein besonderes und einmaliges Fest!



IN FESTLICHEM GLANZ erstrahlen nach Einbruch der Dunkelheit vor allem die Kirchen und öffentlichen Gebäude. Erst das Morgenlicht läßt diese Orgie farbigen Lichtes, die die Menschen in Taumel versetzt, verblasen.